

## Strittige Probleme der marxischen Wert- und Geldtheorie (Vortrag 23.11.2019 in Stuttgart)

Klaus Müller

### Problemstellung

Heute wie vor über 100 Jahren: Von einem gesicherten Erkenntnisstand in der Geldtheorie kann keine Rede sein. Jeder kennt das Geld. Doch keiner scheint zu wissen, was es ist - oder eben jeder auf seine Weise. Hegels scharfsinniger Satz bestätigt sich in Bezug auf das Geld: Etwas ist nicht allein dadurch erkannt, dass es *bekannt* ist. Obgleich die Literatur über das Geld unermesslich ist – zu den etwa 6000 Schriften, die bis Ausgang des 19. Jh. über das Geld erscheinen waren (Carl Menger<sup>1</sup>), sind mehr als doppelt so viel hinzugekommen (Schätzung) -, sind die zentralen Fragen des Themas offen geblieben: Was ist das Wesen des Geldes? Wie ist es entstanden? Wenn man sich die marxistische und scheinmarxistische Literatur zum Thema ansieht, stößt man auf eine Vielzahl von Meinungen, die sich im Umfang und Widersprüchlichkeit mit den Lehren der bürgerlichen Ökonomie und deren innerlicher Zerrissenheit durchaus vergleichen lassen. Wäre es anders, gäbe es keinen Anlass für diese Tagung. Marx erläutert in den ersten drei Kapitel des ersten Bandes des »Kapital« seine Wert- und Geldtheorie, die beiden Seiten der Ware, den Gebrauchswert und den Wert. Er beschreibt den Doppelcharakter der Waren produzierenden Arbeit und begründet, warum und wie der Wert als Tauschwert in Erscheinung tritt. Von dieser werttheoretischen Basis aus erklärt er dem Leser, wie das Geld entsteht, was dessen Wesen ist und welche Funktionen es ausübt. Ich habe Jahrzehnte lang diese theoretischen Probleme mit Genuss gelehrt und bin noch immer beeindruckt von der Klarheit und logischen Strenge der wert- und geldtheoretischen Darlegungen. Und ich verstehe bis heute nicht, dass einer der einflussreichsten marxistischen Denker wie Luis Althusser behaupten kann, die ersten drei Kapitel des »Kapital« seien die schlimmsten, unverständlichsten Teile des Werkes, und um das ökonomische System Kapitalismus zu verstehen, brauche man sie nicht zu lesen, könne gleich mit dem vierten Kapitel die Lektüre beginnen.<sup>2</sup> Es ist der Beginn, alles Historische aus dem Kapital hinauszudenken, die Ausführungen darin auf Logisches zu reduzieren. Umstritten ist heute fast alles – unter marxistischen Ökonomen und solchen, die sich dafür halten (!): die Gültigkeit der Arbeitswertlehre, der Zusammenhang zwischen dem Wert und dem Geld und schließlich Entstehung und Wesen des Geldes. Von dieser Warte aus möchte ich mich zu **drei fundamentalen Problemen** äußern: zum Inhalt und Fehlinterpretationen der **Arbeitswertlehre**, zum **Wesen des Geldes** und zu **Entstehung des Geldes**. Die Arbeitswerttheorie ist von existenzieller Bedeutung für die marxistische

---

<sup>1</sup> Menger, C. (1892), Geld, in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, IV. Bd., 2. Aufl. Jena 1900.

<sup>2</sup> Althusser, L. et.al. (2015), Das Kapital lesen, Münster, S.663.

ökonomische Theorie insgesamt: Wer wissen will, was Kapital ist, muss wissen, was Geld ist. Wer begreifen will, was Profit, Zins, Unternehmergewinn, Rente sind, muss wissen, was Mehrwert ist. Wer Geld, Mehrwert und Lohn verstehen will, muss wissen, was Wert ist.

## I. Zur Arbeitswerttheorie

### 1) Gebrauchswert und Wert: Verwechslungen

Was ist Wert? Viele Ökonomen sprechen vom Wert und meinen den Gebrauchswert. Wert ist für sie die Bedeutung, die eine Gesellschaft einem Objekt zuschreibt. Der »Wert« sei eine Wirkung des individuellen Begehrens, ein Maß dafür ist, wie sehr ein Käufer das Ding will und wie viel er für das Ding zu geben bereit ist.<sup>3</sup> Es gibt dann viele Gebrauchswerte: ökonomische Interessen, Genusswerte wie die Befriedigung kulinarischer und sexueller Wünsche, Gesundheit, Lebenskraft, die »höchsten«, die ethische Werte wie Güte, Gerechtigkeit und Solidarität –, ästhetische Werte wie das »Erhabene und Schöne«, Liebhaber- und Seltenheitswerte, niedere Werte wie die Gewinn- und Geldgier, Spiel-, Prah- und Suxucht. Die ähnlich lautenden Begriffe Gebrauchswert und Wert haben für anhaltende Verwirrung gesorgt. Nirgendwo wird damit so eindeutig aufgeräumt und der Unterschied zwischen beiden Begriffen so klar gezogen wie in der Marxschen Theorie. Gebrauchswerte und Werte bilden in der Warenproduktion eine dialektische Einheit. Sie gehören untrennbar zusammen und doch kann aus der Größe des einen nicht auf die des anderen geschlossen werden. Ihre jeweilige Höhe wird unterschiedlich und unabhängig voneinander bestimmt. Die nützlichen Eigenschaften eines Dings sind der **Gebrauchswert**. Man hat Marx vorgeworfen, dass er sich zu wenig mit ihm beschäftigt habe. Dabei ist doch klar, weshalb er das nicht getan hat. Erstens ist der Gebrauchswert **sinnesklar** und zweitens ist er nicht Gegenstand der politischen Ökonomie, sondern der **Warenkunde**. Die **zentrale theoretische Frage der Mikroökonomik** lautet: Warum tauschen sich Güter in bestimmten Proportionen? Weshalb bekommen Tauschende für ihr Gut manchmal viele, manchmal wenige andere Güter? Warum verändern sich die Tauschverhältnisse ständig? Es entsteht der Eindruck, als sei der Tauschwert zufällig oder willkürlich. Leicht zu verstehen ist, dass die Tauschrelationen bestimmt werden durch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage. *»Es ist nichts leichter, als die Ungleichmäßigkeiten von Nachfrage und Zufuhr einzusehen und die daraus folgende Abweichung der Marktpreise von den Marktwerten... Wenn Nachfrage und Zufuhr sich gegenseitig aufheben, hören sie auf irgendetwas zu erklären, ..., und lassen uns erst recht im Dunkeln darüber, weshalb der Marktwert sich gerade in dieser Summe Geld ausdrückt und in keiner andern. Die wirklichen innern Gesetze der kapitalistischen Produktion können offenbar nicht aus der Wechselwirkung von*

---

<sup>3</sup> Graeber, D. (2012), *Schulden. Die ersten 5.000 Jahre*, 7. Aufl., Stuttgart, S. 60.

*Nachfrage und Zufuhr erklärt werden. ..., da diese Gesetze nur dann rein verwirklicht erscheinen, sobald Nachfrage und Zufuhr aufhören zu wirken, d.h. sich decken*<sup>4</sup>. Die Aufmerksamkeit der Klassiker, darunter Marx, galt der Frage, wie Tauschrelationen zustande kommen und erklärt werden müssen, wenn Angebot und Nachfrage »ausgespielt« haben, d.h. im Gleichgewicht zwischen ihnen. Mit seiner Werttheorie erklärt Marx das Wesen des Preises. Wir erkennen es, wenn wir von den Preisschwankungen absehen, die durch Änderungen des Verhältnisses zwischen Angebot und Nachfrage hervorgerufen werden. Die unterschiedlichen Gebrauchswerte können die Tauschrelationen nicht erklären. Sie sind nicht vergleichbar. Welch' absurde Idee, den Gebrauchswert einer Fahrradklingel mit dem eines Rettichs oder eines Tennisschlägers vergleichen zu wollen! Die Nützlichkeit der Dinge lässt sich nicht messen. Letztlich tauschen sich die Waren auf der Grundlage des Wertes, der in ihnen enthaltenden gesellschaftlich notwendigen Arbeitsquanten. »Der Wert einer Ware verhält sich zum Wert jeder andren Ware wie die zur Produktion der einen notwendigen Arbeitszeit zu der für die Produktion der andren notwendigen Arbeitszeit.«<sup>5</sup>

## 2) Vier Dimensionen

Die Arbeitswerttheorie ist der Schlüssel zum Verständnis der kapitalistischen Reproduktion. Der Wert hat vier Dimensionen. Irritationen entstehen, wenn man die vier Dimensionen nicht als eine Einheit begreift oder sie falsch deutet. **Die erste:** Er ist ein **Produktionsverhältnis**, ein Verhältnis der Warenproduzenten, das unter dinglichen Hüllen verborgen ist. Menschen gehen objektiv Beziehungen untereinander ein, indem sie füreinander produzieren. Würde der Wert erst im Tausch gebildet, wäre er kein Produktions-, sondern ein Tauschverhältnis. Er ist aber ein Verhältnis, das die privaten Produzenten in der Produktion eingehen, ein Produktionsverhältnis, das an der Oberfläche der Märkte als ein Verhältnis von Sachen erscheint. *»Im Prinzip gibt es keinen Austausch von Produkten, sondern einen Austausch von Arbeiten, die zur Produktion zusammenwirken*<sup>6</sup>. Und: *»Indem sie ihre verschiedenartigen Produkte einander im Austausch als Werte gleichsetzen, setzen sie ihre verschiedenen Arbeiten einander als menschliche Arbeit gleich. Sie wissen es nicht, aber sie tun es*<sup>7</sup>. Die Aussage, dass der Wert ein Produktionsverhältnis ist, hat – beinahe zwangsläufig, ist man geneigt, zu sagen – Verwirrung gestiftet. Die erste: Arbeitsprodukte könnten keinen Wert haben, weil man gesellschaftliche Verhältnisse nicht in einem Ding unterbringen könne (wie Marmelade in den

---

<sup>4</sup> MEGA II/15: 189; MEW 25:199.

<sup>5</sup> MEW 23, S. 54.

<sup>6</sup> MEW 4, S. 104.

<sup>7</sup> MEW 23, S. 88.

Pfannkuchen). Die zweite: Werte könne man nicht messen, weil man gesellschaftliche Verhältnisse nicht messen könne. Dazu später.

Man darf nicht übersehen, dass der Wert eine **zweite Dimension** besitzt. Er hat eine **Substanz**. Die Substanz ist die abstrakte Arbeit, die in Arbeitszeit gemessen wird. Die **dritte Dimension** ist die **Wertgröße**. Sie ist die Arbeitszeit, die gesellschaftlich - nicht individuell - nötig ist, um eine Ware herzustellen. Doch welche Arbeitszeit ist das? Wodurch werden die „gesellschaftlichen Notwendigkeiten“ festgelegt, und vor allem, wie? Viele glauben, die Frage könne niemand beantworten. Und sie haben durchaus gute Gründe. Den Wert bzw. den Gleichgewichtspreis ausrechnen zu wollen, so Wilhelm Röpke, sei »ein Rechenkunststück, das immer nur der Rechenmeister Markt vollbringen kann. Es gibt keine andere Methode, den richtigen, d.h. den der Gleichgewichtslage entsprechenden Preis ...zu bestimmen als die marktwirtschaftliche; wir können diese Größen nicht irgendwie mathematisch-statistisch im Voraus berechnen, sondern nur hinterher konstatieren, nachdem der >Markt< seine Schuldigkeit getan hat.«<sup>8</sup> Es dennoch zu versuchen, sei sinnlos, weil Produktivität und Werte sich unentwegt änderten und, wenn überhaupt, immer erst im Nachhinein erkannt werden könnten. Marx zeige, so Harvey, dass der Wert »von einem Prozess bestimmt wird, den wir nicht verstehen und der nicht gerade unserer bewussten Entscheidung entspringt, und dass die Art, wie sich diese Werte uns aufzwingen, erst noch entschlüsselt werden muss ... Ich denke, bis heute ist das für uns eine große Frage«.<sup>9</sup> Die Frage ist von eminent praktischer Bedeutung. Von ihrer Beantwortung hängt eine weitere Frage ab, über die sich Ökonomen Jahrhunderte lang den Kopf zerbrochen haben: Wie kommen Tauschrelationen zustande? Preise sind in Geld ausgedrückte Tauschrelationen; eine Ware tauscht sich mit einem Geldbetrag.

Im Kapitalismus berechnet tatsächlich niemand den Wert. Er ist das Gesetz des Preises, das sich im Verborgenen durchsetzt. Eine gemeinschaftliche Produktion aber, die von vornherein die Arbeit in gesellschaftlich notwendigen Proportionen verteilen will, muss ihn berechnen. Und prinzipiell ist das möglich, de facto aber sehr schwer. Soll heißen, es ist bekannt, wie man es machen müsste. Mit Input-Outputmodellen kann die volle Arbeitszeit zur Herstellung der Ware berechnet werden. Sie entspricht dem Kehrwert der gesellschaftlich notwendigen Arbeitsproduktivität, in der die jeweilige Ware erzeugt wird. Dass sich die Größe ändert, ist kein Grund, ihre Ermittlung zu unterlassen, sondern diese in bestimmten Abständen zu wiederholen, sie quasi als permanente Aufgabe zu betrachten. Die besondere Schwierigkeit der Berechnung ergibt sich daraus, dass es Informationen bedarf, die nicht verfügbar sind und geschätzt werden müssen. Das besonders Verrückte ergibt sich

---

<sup>8</sup> Röpke, W. (1937), Die Lehre von der Wirtschaft, Bern, S. 59.

<sup>9</sup> Harvey, D. (2011), Marx' Kapital lesen, Hamburg, S. 32.

daraus, dass der Wert einer Ware nämlich nicht gleich der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit ist, die zu ihrer Erzeugung geleistet wurde, sondern die, **welche zur Reproduktion**, d.h. zu ihrer erneuten Herstellung erforderlich ist. Dieser Aspekt soll hier unbeachtet bleiben. Zur Beantwortung der Frage, wie die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit bestimmt wird, sollen einige Anregungen erfolgen. Sie knüpfen an zwei Hinweisen an, die Marx gab. Sie zeigen auch, wie unbegründet dabei der Vorwurf ist, dass, wer die Wertgröße untersucht, nur die Quantität, nicht aber die gesellschaftliche Qualität im Auge habe<sup>10</sup>. Denn die Arbeitszeit, die die Wertgröße bestimmt, ist nicht diejenige eines isolierten Individuums, sondern ergibt sich aus den gesellschaftlichen Produktionsbedingungen. Sie ist die gesellschaftlich durchschnittliche oder gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit. Deshalb erfasst, wer die Wertgröße untersucht, zwangsläufig deren gesellschaftliche Qualität. Man muss dabei zwei miteinander verbundene Ebenen auseinanderhalten. Einmal ist die einzelne Ware zu betrachten, zum anderen die Zahl der Waren, die bedarfsgerecht hergestellt werden muss. Welche Arbeitszeit ist zur Herstellung der einzelnen Ware nötig und welche Arbeitszeit braucht man auf dieser Grundlage, um die insgesamt benötigten, nachgefragten Waren zu produzieren? Aus der Sicht der einzelnen Ware gilt: Gesellschaftlich notwendig ist die *»Arbeitszeit, erheischt, um irgendeinen Gebrauchswerth mit dem vorhandenen gesellschaftlich- normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen.«*<sup>11</sup> Heinrich kritisiert, damit werde die Werts substanz *»substantialistisch«* aufgefasst und der falsche Eindruck erweckt, die Wertgröße existiere als Eigenschaft der einzelnen Ware unabhängig vom Tausch.<sup>12</sup> Doch der Wert ist durch die Produktion, durch die Verausgabung gesellschaftlicher Arbeit **vor** dem Tausch festgelegt.<sup>13</sup> Die **vierte Dimension**: der Wert kann nicht als solcher erscheinen, er erscheint als Tauschwert, wird ausgedrückt in einer bestimmten Menge eines anderen Gebrauchswertes. Dass die Arbeitsprodukte erst im Tausch *»eine von ihrer sinnlich verschiedenen Gebrauchsgegenständlichkeit getrennte gesellschaftliche Wertgegenständlichkeit erhalten«*, bedeutet nicht, wie Heinrich annimmt, dass der Wert vorher noch nicht existiere.<sup>14</sup> Es bedeutet, dass im Tausch der Wert als Tauschwert, d.h. in einer Menge anderer Gebrauchswerte, erscheint und so *»gegenständlich«* wird. Dass der Wert erst im Austausch sichtbar wird und der Produzent erst dort erfährt, inwieweit seine individuelle Arbeitszeit als gesellschaftlich notwendig anerkannt wird, hat sogar zur Voraussetzung, dass das jetzt Sichtbarwerdende vorher existiert. Der Hinweis, dass die durchschnittliche Arbeitszeit die Wertgröße bestimmt, überzeugt aus zwei Gründen: Wäre es anders, gäbe es so viele Werte wie individuell unterschiedliche Arbeitszeiten für

---

<sup>10</sup> Harbach, H. (2011), *Wirtschaft ohne Markt*, Berlin, S.43.

<sup>11</sup> MEGA II/10, S. 41; MEW 23, S. 53.

<sup>12</sup> Heinrich, M. (2018), *Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung*, 14. Aufl., Stuttgart, S. 52.

<sup>13</sup> MEW 23, S. 78.

<sup>14</sup> Heinrich, M. (2018), S.53f.

ein und dieselbe Ware. Die eigentliche Frage nach den Bestimmungsgründen der Tauschrelation im Gleichgewicht bliebe so unbeantwortet. Hinzu käme, dass die Ware umso wertvoller wäre, »je fauler und ungeschickter ein Mann, ..., „weil er desto mehr Zeit zu ihrer Verfügung braucht«.<sup>15</sup>

### 3) Ist der Wert messbar?

Das geeignete Instrument zur Ermittlung der Wertgröße ist das Input-Output-Modell. Diese Modelle sind gewöhnlich als Gebrauchswertmodelle konstruiert und beruhen auf physischen Produktionsmengen. Sie eignen sich aber auch als Arbeitszeitmodelle, mit denen der volle Arbeitszeitaufwand zur Herstellung der Produkte errechnet werden kann. Die Gesellschaftlichkeit des Wertes zeigt sich bereits auf der Ebene der einzelnen Ware. Ein Gut entsteht, indem Arbeitskräfte in einer bestimmten Arbeitszeit mit Hilfe von Arbeitsmitteln – Gebäude, Maschinen, Anlagen, Transportmittel, Werkzeuge usw. – Arbeitsgegenstände - Rohstoffe, Hilfsstoffe, Betriebsstoffe – bearbeiten. Der Wert jeder einzelnen Ware hängt ab von den Werten vieler Waren. In welchem Umfang wird bestimmt durch die Produktivität bei der Herstellung der anderen Waren und den technologischen Beziehungen zwischen Arbeitsgegenständen, Arbeitsmitteln, Arbeitskräften und dem Endprodukt im speziellen Fertigungsprozess. So gehen in den Wert eines Kleides z.B. ein der Wert der Arbeitskräfte, die es herstellen, der anteilige Wert der Maschinen, Gebäude usw., den die konkrete Arbeit auf den Wert des Kleides überträgt und der Wert des verarbeiteten Stoffes. Die technischen Beziehungen sagen aus, wie viel Stoff und Zeit die Näherin benötigt, um auf ihrer Maschine das Kleid zu fertigen. Arbeitszeit fällt nicht nur auf der letzten Stufe der Erzeugung an. Sie ist auch nötig zur Herstellung der Arbeitsmittel (AM) und der Arbeitsgegenstände (AG). Auf den miteinander vernetzten Vorstufen werden Ausgangs- und Zwischenfabrikate erzeugt, aus denen später das Endprodukt gefertigt wird. Man kann deshalb zwischen direkter und indirekter Arbeitszeit unterscheiden. Mit Hilfe eines Gleichungssystems kann die volle volkswirtschaftliche Arbeitszeit zur Herstellung einer Ware ermittelt werden können. Die volle Arbeitszeit setzt sich aus direkter und indirekter Arbeitszeit zusammen. Beruht sie auf der gesellschaftlich durchschnittlichen, normalen Produktivität, entspricht sie der gesellschaftlichen notwendigen Arbeitszeit, der Wertgröße. Die privaten Arbeiten der Produzenten müssen sich als »Glieder der Gesamtarbeit« erweisen. Sie tun es, indem sie ein bestimmtes gesellschaftliches Bedürfnis befriedigen. Die Bedürfnisse der Menschen und technisch-organisatorische Beziehungen zwischen den Zweigen und Bereichen der Güterproduktion erzwingen eine proportionale Verteilung der Gesamtarbeitszeit. Unabhängig davon, ob und wem dies bewusst ist. Die Wertsumme hat etwas mit der Proportionalität einer

---

<sup>15</sup> MEGA II/10, S. 41; MEW 23, S. 53.

Volkswirtschaft zu tun. *»Es ist in der That das Gesetz des Werths, wie es sich geltend macht, nicht in Bezug auf die einzelnen Waaren oder Artikel, sondern auf die jedesmaligen Gesamtprodukte der besondern, durch die Theilung der Arbeit verselbständigten gesellschaftlichen Produktionssphären, so daß nicht nur auf jede einzelne Waare nur die nothwendige Arbeitszeit verwandt ist, sondern daß von der gesellschaftlichen Gesamtarbeitszeit nur das nöthige proportionelle Quantum in den verschiednen Gruppen verwandt ist. Denn Bedingung bleibt der Gebrauchswerth. Das Ganze verkauft sich daher nur, als ob es in der nothwendigen Proportion producirt wäre«.*<sup>16</sup> Eine wichtige Schlussfolgerung ergibt sich daraus: Wer Werte begründen will, muss Proportionen begründen. Diesen Gedanken äußert Marx auch im ersten Band des »Kapital«. Dort spricht er von der *»wissenschaftlichen Einsicht ... , daß die unabhängig voneinander betriebenen, aber als naturwüchsige Glieder der gesellschaftlichen Theilung der Arbeit allseitig voneinander abhängigen Privatarbeiten fortwährend auf ihr gesellschaftlich proportionelles Maß reducirt werden, weil sich in den zufälligen und stets schwankenden Austauschverhältnissen ihrer Produkte die zu deren Produktion gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit gewaltsam durchsetzt, wie etwa das Gesetz der Schwere, wenn einem das Haus über den Kopf zusammenpurzelt. Die Bestimmung der Werthgröße durch die Arbeitszeit ist daher ein unter den erscheinenden Bewegungen der relativen Warenwerthe verstecktes Geheimniß«.*<sup>17</sup> In einem Brief an Ludwig Kugelmann betont Marx die »Notwendigkeit der Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit in bestimmten Proportionen«, die formationsübergreifende Bedeutung hat, d.h. durch bestimmte Formen der gesellschaftlichen Produktion nicht aufgehoben werden könne.<sup>18</sup> Entspricht der Preis dem Wert, dann ist das Ausdruck dafür, dass die Ware entsprechend den gesellschaftlichen Proportionalität produziert worden ist. Wird zu viel Arbeitszeit aufgewendet und werden zu viele Produkte dieser Art hergestellt, ist ein Teil davon nutz- und wertlos, selbst wenn die einzelne Ware in der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit erzeugt wird. *»Gesetzt endlich jedes auf dem Markt vorhandne Stück Leinwand enthalte nur gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit. Trotzdem kann die Gesamtsumme dieser Stücke überflüssig verausgabte Arbeitszeit enthalten ... Die Wirkung ist dieselbe, als hätte jeder einzelne Leinweber mehr als die gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit auf sein individuelles Produkt verwandt.«*<sup>19</sup> Man sieht, dass die Verteilung der gesellschaftlichen Gesamtarbeitsmenge durch Höhe und Struktur der gesamtgesellschaftlichen Bedürfnisse sowie durch technologische Bedingungen und Beziehungen zwischen den Produktionsbereichen bestimmt wird. Dieser Zusammenhang gilt nicht nur für die kapitalistische Produktion: *»Gemeinschaftliche Produktion vorausgesetzt, bleibt die Zeitbestimmung natürlich wesentlich ... Ebenso muss die Gesellschaft ihre Zeit zweckmäßig einteilen, um eine ihren*

<sup>16</sup> MEGA II/15, S. 623f; MEW 25, S. 648f.

<sup>17</sup> MEGA II/10, S. 74; MEW 23, S. 89.

<sup>18</sup> MEW 32, S. 552f.

<sup>19</sup> MEGA II/10, S. 101; MEW 23, S. 121f.

*Gesamtbedürfnissen gemäße Produktion zu erzielen ... Ökonomie der Zeit, sowohl wie planmäßige Verteilung der Arbeitszeit auf die verschiedenen Zweige der Produktion, bleibt also erstes ökonomisches Gesetz auf Grundlage der gemeinschaftlichen Produktion. Es wird sogar in viel höherem Grade Gesetz«<sup>20</sup>.*

#### 4) Etwas genauer: Welche Arbeit bildet Wert?

##### Konkrete und abstrakte Arbeit

Wie die Ware mit Gebrauchswert und Wert einen Doppelcharakter besitzt, hat auch die Arbeit zwei Seiten. Der Unterschied zwischen konkreter und abstrakter Arbeit ist der »*Springpunkt, um den sich das Verständnis der politischen Ökonomie dreht*«. <sup>21</sup> Er ist Voraussetzung, die Physiologie der kapitalistischen Produktionsweise zu verstehen. Die Grundlage für den Zusammenhang der ökonomischen Kategorien ist die Bestimmung des Werts durch die Arbeitszeit. **Ricardo**, lobt Marx, erklärt alle ökonomischen Erscheinungen auf der Grundlage des Arbeitswerts, »*selbst diejenigen, welche im ersten Augenblick ihr zu widersprechen scheinen, wie die Rente, die Akkumulation der Kapitalien und das Verhältnis der Löhne zu den Profiten. Gerade das ist es, was seine Lehre zu einem wissenschaftlichen System macht ...*«. <sup>22</sup> Doch wie die Merkantilisten und Smith erkennt er das Zwieschlächtige der Arbeit nicht, betrachtet sie **nur in ihrer konkreten Form**, unhistorisch, nicht spezifisch gesellschaftlich. Profit, Zins, Rente, Unternehmergewinn kann nur verstehen, wer verstanden hat, was Mehrwert ist. Mehrwert kann nur verstehen, wer begriffen hat, was der Wert ist. Und Wert kann nur verstehen, wer zwischen konkreter und abstrakter Arbeit zu unterscheiden weiß. Marx fand es sonderbar, »*daß den Ökonomen ohne Ausnahme das Einfache entging, daß wenn die Ware das Doppelte von Gebrauchswert und Tauschwert, auch die in der Ware dargestellte Arbeit Doppelcharakter besitzen muß*«. <sup>23</sup> Jeder Warenproduzent leistet zweckgebundene, konkrete Arbeit: Der Schmied formt das Eisen, der Bäcker bäckt Brot, der Fleischer füllt Därme, der Glasbläser formt das Glas, der Maler streicht Wände... Konkrete Arbeit unterscheidet sich im Hinblick auf ihren Zweck, die verwendeten Werkzeuge, die Verfahren und ihre Ergebnisse. Sie bringt verschiedene Gebrauchswerte hervor: Hufeisen, Bismarck-Eichen, Leberwürste, gläserne Kugeln, bemalte Zimmerwände... Sehen wir von der **Bestimmtheit der konkreten Arbeiten ab, bleibt, dass sie alle Verausgabung menschlicher Arbeitskraft sind**. Schneidern, Weben, Häuser bauen, Autos montieren, Bockwürste herstellen, Radieschen säen, obgleich qualitativ verschieden, besitzen die gleiche

---

<sup>20</sup> Marx, K. (1974), Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Berlin, S. 89.

<sup>21</sup> MEW 23, S. 56.

<sup>22</sup> MEW 4, S. 81f.

<sup>23</sup> MEW 32, S. 11.



physiologische Grundlage: Sie sind eine produktive Verausgabung und Beanspruchung von Hirn, Muskel, Nerven, Geisteskraft, Hand usw.<sup>24</sup> Der Fleischer, der Schweine schlachtet, der Betonbauer, der Mauern errichtet und die Krankenpflegerin, die Patienten umbettet, müssen, so unterschiedlich ihre konkreten Tätigkeiten und deren Ergebnisse sind, ihre Arbeiten unter Einsatz von Körper- und Geisteskraft ausführen. Sie benötigen Kenntnisse, Fertigkeiten und Fähigkeiten, um ihren Job auszuüben. Arbeit ist mit geistiger Anstrengung verbunden. Bei der Aufstellung eines Bauplanes ist sie größer als bei der Beobachtung einer Schafherde. Die Arbeit, die von allen konkreten Formen und Inhalten abstrahiert, ist Arbeit schlechthin, allgemeine Arbeit. **In der Warenproduktion wird sie zur abstrakten Arbeit.** Nur dort erhält die Arbeit im physiologischen Sinn eine sich von der konkreten Arbeit unterscheidende gesellschaftliche Form, eine Form, in der sich die gesellschaftliche Gleichheit der Arbeit ausdrückt. Damit die Waren als Gebrauchswerte quantitative Verhältnisse untereinander eingehen können, muss von ihren Gebrauchswerten und damit vom konkreten Inhalt der Arbeiten abstrahiert werden. *»Alle Arbeit ist einerseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft im physiologischen Sinn und in dieser Eigenschaft gleicher menschlicher oder abstrakt menschlicher Arbeit bildet sie den Warenwert. Alle Arbeit ist andererseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft in besonderer zweckbestimmter Form, und in dieser Eigenschaft konkreter nützlicher Arbeit produziert sie Gebrauchswerte.«*<sup>25</sup> Ökonomen, die mit dieser Abstraktion ihre Schwierigkeiten haben, lehnen die Arbeitswerttheorie ab. *»Die Marxsche Werttheorie hat sich als nicht haltbar erwiesen.«* Dies sagen nicht nur die Gegner des großen Kritikers der Politischen Ökonomie, sondern auch die neuen Herausgeber der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA). In ihrer von Bertram Schefold verfassten Einführung zum dritten Band des »Kapital« schreiben sie, ihnen sei »rätselhaft, wie man an der Vorstellung, die Arbeit als abstrakte bestimme den Wert der Waren, festhalten will.« Das Beharren auf der Wertlehre habe Marx an analytischen Fortschritten gehindert.<sup>26</sup> Wer die Arbeitswerttheorie ablehnt, lehnt die marxistische politische Ökonomie ab. Dass sich ausgerechnet die MEGA-Editoren diesem Verdacht aussetzen, könnte daraus resultieren, dass ihnen der Unterschied zwischen der konkreten und der abstrakten Arbeit nicht aufgegangen ist. Wie sonst können sie behaupten, »das Gleichsetzen von einer Stunde Nähen und einer Stunde Hämmern ist ebenso rätselhaft wie die Gleichsetzung eines Hemds und angenagelter Hufeisen als Ergebnis des Beschlagens eines Pferdes«?<sup>27</sup> Hemd und Hufeisen sind ungleich als Gebrauchswerte. Sie sind gleich, weil sie Produkte menschlicher Arbeit sind, egal, worin diese Arbeit konkret besteht. Wem die Unterscheidung zwischen abstrakter und konkreter Arbeit merkwürdig vorkommt, versteht den Dualismus von

---

<sup>24</sup> MEW 23, S. 56ff.

<sup>25</sup> MEW 23, S. 61.

<sup>26</sup> MEGA II/15, S. 898f., 910.

<sup>27</sup> Schefold, B. (2008), Die Bedeutung des Problems der Wertformenlehre und der Transformation von Werten in Preise für das Kapital, in: Marx-Engels-Jahrbuch 2007, Berlin, S. 41f.

Produktion, Arbeit und deren Ergebnis nicht. Arbeit können er und sie sich nur konkret vorstellen. Das Allgemeine im Besonderen bleibt ihnen verborgen. Doch das Nebeneinander von konkreter und abstrakter Arbeit ist keineswegs hypothetisch und es ist keineswegs erst der Tausch, der diese Abstraktion vollzöge. Nur wenn die Produkte im Austauschverhältnis bestimmte Beziehungen zueinander bildeten, hält Michael Heinrich dagegen, sei abstrakt menschliche Arbeit ihre gemeinschaftliche Substanz.<sup>28</sup> Richtig ist: Die Arbeit des privaten Einzelproduzenten schafft nur Wert, wenn sie notwendiger Teil der gesellschaftlichen Gesamtarbeit ist. Ob sie das ist und in welchem Umfang muss sich erst nach der Produktion, also im Austausch, erweisen. Das heißt aber nicht, dass abstrakte Arbeit und Wert Kategorien allein des Tauschs wären. Nach Abstraktion von ihren Gebrauchseigenschaften stellen diese Dinge nur noch dar, dass »in ihrer **Produktion** (Hervorh. K.M.) *menschliche Arbeitskraft verausgabt, menschliche Arbeit aufgehäuft ist*«. <sup>29</sup> Erweist sich im Tausch, dass sich die in der Produktion geleistete Arbeit in einem Gebrauchswert vergegenständlicht hat, der ein gesellschaftliches Bedürfnis befriedigt, ist sie als Teil der Gesamtarbeit verausgabt worden, ist abstrakte Arbeit, Wert bildende Arbeit. Die Arbeit war also schon im Moment ihrer Verausgabung ein Teil der gesellschaftlichen Gesamtarbeit, war nicht nur konkret, sondern auch abstrakt gewesen. Auch wenn sich dies erst im Austausch zeigen kann. Erweist sich, dass die Produkte kein Bedürfnis befriedigen, ist die Arbeit, sie herzustellen, obwohl selbstverständlich auch Verausgabung von Muskel, Hirn, Nerv usw., kein Teil der Gesamtarbeit, ist keine abstrakte Arbeit und bildet keinen Wert. Die abstrakte Arbeit ist keineswegs ein Resultat einer bloßen Gedankenabstraktion, wie Karl Reitter mutmaßt.<sup>30</sup> Wertbildende Arbeit ist nicht in dem Sinne abstrakte Arbeit, dass sie nur etwas gedanklich Vorgestelltes, etwas Fiktives, ist. Ihr abstrakter Charakter besteht darin, dass sie von den Besonderheiten der unterschiedlichen konkreten Arten menschlicher Arbeit abstrahiert, und zwar nicht erst im Tausch, sondern in der Produktion, bei der Verausgabung der Arbeit.

#### Abstrakte Arbeit: eine physiologisch oder historisch-soziale Kategorie?

Heinrich sagt, dass im Begriff der abstrakten Arbeit sich zwei nicht miteinander vereinbarte Konzepte überkreuzten: ein 'gesellschaftliches' ... werde von einem 'naturalistischen' ... überlagert.<sup>31</sup> Doch die beiden Konzepte sind sehr wohl miteinander vereinbar. Arbeit ist Verausgabung von Muskel, Nerv Hand und Hirn, egal ob in der urgemeinschaftlichen Sippe, in der Sklavenhaltergesellschaft, im Feudalismus, Kapitalismus oder Sozialismus. Arbeit in diesem allgemeinen, »naturalistischen« Sinn

---

<sup>28</sup> Heinrich, M. (2016), Wie das Marxsche »Kapital« lesen?, 3. Aufl., Stuttgart, S. 73.

<sup>29</sup> MEW 23, S. 52.

<sup>30</sup> [http://www.grundrisse.net/grundrisse01/1abstrakte\\_arbeit.htm](http://www.grundrisse.net/grundrisse01/1abstrakte_arbeit.htm), 01.02.2016, S.3, 01.02.2016.

<sup>31</sup> <http://www.oekonomiekritik.de/203AbstrakteArbeit.htm>, S. 5, 01.02.2016.

wird unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen zur abstrakten Arbeit. Die abstrakte Arbeit kann nicht auf ihre physiologische Grundlage reduziert werden. Sonst hätte sie es immer gegeben. Abstrakte Arbeit wäre eine ahistorische, natürliche, übergesellschaftliche Eigenschaft der Arbeit und – das wäre die Konsequenz – erzeuge in allen Epochen der Wirtschaftsgeschichte Wert. Der physiologische Arbeitsbegriff, die »Fehldeutung der abstrakten Arbeit als Verausgabung von Muskel, Nerv und Gehirn«, behauptet Karl Reitter, sei ein »Mosaikstein für jenen wirklichkeitsfernen Schematismus, der als DIAMAT die Lehrbücher des Stalinismus und Poststalinismus füllte«. <sup>32</sup> Mir ist unbegreiflich, wie man so etwas behaupten kann. Ich kenne kein sowjetisches oder DDR-Lehrbuch der Politischen Ökonomie, deren Autoren die abstrakte Arbeit nur physiologisch sehen. Alle heben ihren gesellschaftlich-historischen Inhalt hervor. Die physiologische Gemeinsamkeit der unterschiedlichen menschlichen Arbeiten wird erst zur ökonomischen Kategorie der abstrakten Arbeit, wo die Menschen ihre Produkte als Waren produzieren. Erst dann haben die Produkte nicht nur Gebrauchswert, sondern auch Wert, auf dessen Basis sie getauscht werden. Ohne Warenproduktion gibt es keinen Wert, der sich als Tauschwert äußert. Und wo es keinen Wert gibt, existiert auch keine abstrakte Arbeit. Abstrakte Arbeit ist keine physiologische, sondern eine auf physiologischer Grundlage beruhende spezifisch gesellschaftliche Kategorie. In ihr zeigt sich ein bestimmtes Produktionsverhältnis, das Menschen unter den historischen Bedingungen der Warenproduktion eingehen. Hat die Arbeit ein Produkt geschaffen, das kein gesellschaftliches Bedürfnis befriedigt, ist sie – wiewohl Verausgabung von Hirn, Muskel, Nerv, Hand – kein notwendiger Bestandteil der gesellschaftlichen Gesamtarbeit, folglich keine abstrakte Arbeit und nicht Wert bildend. Daran zeigt sich, dass abstrakte Arbeit nicht nur Arbeit im physiologischen Sinn ist.

#### Relativität und Messbarkeit der Zeit

Abstrakte Arbeit bildet Wert. Sie ist die Substanz des Wertes. Werte zu messen, bedeutet, abstrakte Arbeit zu messen. Heinrich und viele andere sagen: Messen könne man immer nur eine bestimmte nützliche, konkrete Arbeit. »Wie aber nun abstrakt menschliche Arbeit gemessen werden soll, wissen wir nicht.« <sup>33</sup> Abstrakte Arbeit könne nicht gemessen werden, weil sie »keine gegenständliche arbeitsausübende Tätigkeit sei«, sondern eine gesellschaftliche Kategorie, »etwas Immaterielles«. Abstrakte Arbeit sei ein gesellschaftliches Verhältnis und ein solches Verhältnis könne nicht verausgabt werden. <sup>34</sup> »Abstrakte Arbeit ist keine Sorte Arbeit, die man verausgaben oder mit der

---

<sup>32</sup> [http://www.grundrisse.net/grundrisse01/1abstrakte\\_arbeit.htm](http://www.grundrisse.net/grundrisse01/1abstrakte_arbeit.htm), 01.02.2016, S.5,7.

<sup>33</sup> Heinrich, M. (2016), S. 75.

<sup>34</sup> Heinrich, M. (2006), Die Wissenschaft vom Wert, Münster, S. 218.

man etwas messen« könne.<sup>35</sup> Man könne immer nur die konkrete Arbeit messen. »Jede mit der Uhr gemessene Arbeitsstunde ist eine Stunde einer ganz bestimmten konkreten Arbeit.«<sup>36</sup> Ein anderes Argument: Reitter sagt, eine Messung abstrakter Arbeit könne es nicht geben, weil »die tatsächlich geleistete Arbeitszeit und die wertbestimmende Arbeitszeit theoretisch wie praktisch niemals übereinstimmen« (könnten). »Bei der abstrakten Arbeit wird nicht nur vom konkreten Inhalt, sondern auch von der Zeitdauer abstrahiert. Also, eine Stunde Schneiderarbeit ergibt keineswegs eine Stunde Verausgabung von Muskel, Nerv und Gehirn, sondern eine unbestimmte Zeitdauer, die niemand, weder vor, während, noch nach der Produktion ausrechnen oder bestimmen kann. Die Rede, abstrakte Arbeit sei bar jeden Inhalts bloß mit der Uhr messbar, ist völlig irreführend und falsch.«<sup>37</sup> Lässt sich die Menge der in einer Ware enthaltenen abstrakten Arbeit nicht feststellen, dann kann auch kein Wert gemessen werden.

Zum Glück stimmt die Argumentation nicht. Erstens liegt Übereinstimmung vor, wenn die individuelle Arbeit unter den »gesellschaftlich normalen Bedingungen« geleistet wird. Das mag Zufall sein, aber darauf kommt es nicht an, denn zweitens ist die übliche Nichtidentität von individueller und gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit kein Beweis, dass die letzte nicht prinzipiell gemessen werden könnte. Warum sollte die individuelle Arbeitszeit des einzelnen Produzenten, nicht aber die gesellschaftliche notwendige gemessen werden können? Unter privatkapitalistischen Eigentumsverhältnissen kann sich die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit erst nachträglich im Austausch zeigen. Daraus entspringen zwei prinzipielle Fehlschlüsse: Der Wert entstehe erst im Austausch und er sei nicht messbar. Georg Quaas hält die These, erst der Tausch verwandele die private Arbeit in gesellschaftliche, d.h. in wertbildende Arbeit für eine Verfälschung der Marxschen Theorie und sagt, zwar könne der einzelne Warenproduzent den Wert nicht messen, »nicht, weil dies prinzipiell unmöglich wäre, sondern weil er keinen Zugang zu den Produktionsprozessen hat, die unabhängig von ihm betrieben werden und deren Merkmale in die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit eingehen«.<sup>38</sup> Sagt man, der Wert ließe sich nicht berechnen, so ist das für den (bisherigen) Kapitalismus richtig. Es sollte uns aber nicht davon abhalten, die Frage grundsätzlicher zu stellen. Erwähnt worden war schon, dass der Marxsche Wertbegriff mehrdimensional ist: Der Wert ist erstens ein Produktionsverhältnis, das die privaten Warenproduzenten in der arbeitsteiligen Produktion – nicht erst im Austausch! – objektiv eingehen. Seine Substanz (Qualität) ist zweitens die abstrakte Arbeit, sein Maß (Quantität) drittens die Menge an dieser Substanz, die gesellschaftlich notwendige abstrakte Arbeit. Gemessen wird diese in Zeit, kurz: gesellschaftlich notwendige

---

<sup>35</sup> <https://das-blaettchen.de/2016/01/klaus-muellers-%E2%80%9Egeld-%E2%80%93-von-den-anfaengen-bis-heute%E2%80%9C-34859.html> 04.02.2016)

<sup>36</sup> Heinrich, M. (2018), S. 49.

<sup>37</sup> [http://www.grundrisse.net/grundrisse01/1abstrakte\\_arbeit.htm](http://www.grundrisse.net/grundrisse01/1abstrakte_arbeit.htm), 04.02.2016, S.5 f

<sup>38</sup> Quaas, Georg (2016), Die ökonomische Theorie von Karl Marx, Metropolis-Verlag, Marburg, S.82.

Arbeitszeit. Über ihre Größe wird in der Produktion entschieden. Der Wert einer Ware kann sich nicht als Arbeitszeit selbst darstellen, sondern bedarf dazu einer anderen Ware. Die Form, in der er erscheint, ist viertens der Tauschwert. Auch wenn er erst im Austausch erscheinen kann, heißt das nicht, der Wert entstünde dort. Wir müssen die vier Wertelemente als eine Einheit sehen. Die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist die Quantifizierung des Produktionsverhältnisses. Diese Größe besagt, wieviel Arbeitszeit der Produzent in einer gemeinschaftlichen, arbeitsteiligen Produktion für seine Waren aufwenden und damit von der der Gesellschaft zur Verfügung stehenden Gesamtarbeitszeit beanspruchen darf. *»Daß jede Nation verrecken würde, die, ich will nicht sagen für ein Jahr, sondern für ein paar Wochen die Arbeit einstellte, weiß jedes Kind. Ebenso weiß es, daß die den verschiedenen Bedürfnismassen entsprechenden Massen von Produkten verschiedene und quantitativ bestimmte Massen der gesellschaftlichen Gesamtarbeit erheischen. Daß diese Notwendigkeit der Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit in bestimmten Proportionen durchaus nicht durch die bestimmte Form der gesellschaftlichen Produktion aufgehoben [wird], sondern nur ihre Erscheinungsweise ändern kann, ist self-evident. Naturgesetze können überhaupt nicht aufgehoben werden. Was sich in historisch verschiedenen Zuständen ändern kann, ist nur die Form, worin jene Gesetze sich durchsetzen. Und die Form, worin sich diese proportionelle Verteilung der Arbeit durchsetzt in einem Gesellschaftszustand, worin der Zusammenhang der gesellschaftlichen Arbeit sich als Privataustausch der individuellen Arbeitsprodukte geltend macht, ist eben der Tauschwert dieser Produkte.«*<sup>39</sup>

Lässt sich die Arbeitszeit nur für konkrete Arbeiten, nicht aber für abstrakte Arbeiten ermitteln? Die Größe des Wertes wird gemessen *»durch das Quantum der in ihm enthaltenen 'wertbildenden Substanz', der Arbeit. Die Quantität der Arbeit selbst mißt sich an ihrer Zeitdauer ...«*.<sup>40</sup> So erstaunt es, dass die Mehrheit der sich marxistisch nennenden Ökonomen den Standpunkt vertritt, die Wertgröße könne nicht gemessen werden. Wir haben gesehen, dass der Gedanke, formal gesehen, nur auf zwei Gründen beruhen kann. Zum einen müsste man der Meinung sein, die Zeit schlechthin sei nicht messbar. Der Wert hat eine Größe, besitzt eine Dimension, die Arbeitszeit. Wer meint, diese könne nicht gemessen werden, muss offenbar glauben, Sekunden, Minuten oder Stunden ließen sich nicht ermitteln und zusammenzählen. Eine Auffassung, die ausgeschlossen werden kann seit den ersten Sonnen- und Schattenuhren der Sumerer vor 5000 Jahren, spätestens seit die Babylonier den Tag in 24 Stunden einteilten. Zum anderen könnte man der Auffassung sein, Arbeitszeit könne zwar grundsätzlich quantifiziert werden, nicht aber die, die gesellschaftlich notwendig ist. Mit anderen Worten: Messen könne man allein die konkrete Arbeit und die individuelle Arbeitszeit, die nicht oder

---

<sup>39</sup> MEW 32, S. 552f.

<sup>40</sup> MEW 23, S. 53.

nur zufällig mit der gesellschaftlich notwendigen übereinstimme. Wenn aber Arbeitszeit schlechthin gemessen werden kann, dann auch jene, die gesellschaftlich notwendig ist, eine bestimmte Ware zu produzieren. Dagegen werden meist folgende Argumente vorgebracht: Die Wertgröße zeige sich erst im Tausch. Sie sei vorher – während der Produktion – unbekannt und äußere sich im Tauschwert, d.h. in einer Menge anderer Gebrauchswerte bzw. einer Geldmenge. Dass die Wertgröße vor oder nach Abschluss der Produktion nicht bekannt ist, dass sich niemand für sie interessiert und sich zu berechnen bemüht, ist kein Beweis, dass sie sich erst im Tausch bilde und dass man sie nicht berechnen kann. Die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit für die Produktion einer Ware ist jene, die unter der durchschnittlichen, normalen Produktivität anfällt. Das sind die jeweils dominierenden Produktionsbedingungen, unter denen Waren hergestellt werden. Die Arbeitszeit insgesamt, die die Gesellschaft für eine Ware aufwenden darf, beruht zusätzlich auf der Proportionalität einer Volkswirtschaft. Es ist *die* Arbeitszeit, die unter Bedingungen der Proportionalität, d.h. der Übereinstimmung von Angebot und Nachfrage, und mit der dominierenden Produktivität im Zweig zur Produktion der Ware nötig ist. Natürlich interessiert sich kein Produzent für den wertadäquaten Gleichgewichtspreis. Jeder will möglichst hohe Preise für seine Absatz- und niedrige Preise für seine Einkaufsgüter. Der Gleichgewichtspreis, der Wert, der innere Regulator, ist für die Verkäufer und Käufer ohne Interesse. Wer behauptet, die Wertgröße könne nicht gemessen werden, weil man ein Produktionsverhältnis nicht messen könne, irrt. Die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist die Quantifizierung des Produktionsverhältnisses. Sie besagt, wie viel Arbeitszeit der Produzent in einer gemeinschaftlichen, arbeitsteiligen Produktion für seine Waren aufwenden und damit von der Arbeitszeit beanspruchen darf, die der Gesellschaft insgesamt zur Verfügung steht. Wer drei Stunden konkrete Arbeit leistet (malt, mauert, schaufelt, Brot bäckt ...), leistet in dieser Zeit auch abstrakte Arbeit, d.h. er strengt Hirn, Muskeln, Nerven an, und zwar drei Stunden lang. Jetzt muss man die **Relativität der Zeit** beachten: Die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit gibt an, wieviel Zeit im gesellschaftlichen Durchschnitt die Produzenten für die Produktion ihrer Waren aufwenden. »Es ist selbstverständlich, daß das normale Produkt zweitägiger oder zweistündiger Arbeit doppelt soviel wert ist wie das, was normalerweise das Erzeugnis eintägiger oder einstündiger Arbeit ist.«<sup>41</sup> »Wenn die in den Gegenständen enthaltene Arbeitsmenge ihren Tauschwert bestimmt, dann muß jede Vergrößerung des Arbeitsquantums den Wert des Gegenstandes, für den es verwendet wurde, erhöhen, ebenso wie jede Verminderung ihn senken muß.«<sup>42</sup> Die Auffassung, bei der abstrakten Arbeit abstrahiere man von der Zeitdauer, folglich könne man sie nicht messen, waren die Klassiker der Politischen Ökonomie und Marx nicht. Wer drei Stunden konkrete Arbeit leistet, um einen Stuhl

---

<sup>41</sup> Smith, A. (1776/1976), Eine Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Reichtums der Nationen, Erster Band, 2. Aufl., hrsg. von Peter Thal, Berlin, S. 62.

<sup>42</sup> Ricardo, D. (1959/1817), Über die Grundsätze der politischen Ökonomie und Besteuerung, hg. von Gerhard Bondi, Berlin, S. 12.

herzustellen, für den unter normalen, durchschnittlichen Bedingungen der Produktivität, der Intensität und des Geschicks **zwei** Stunden nötig sind, hat sich zwar drei Stunden angestrengt, aber der Umfang seiner abstrakten, d.h. wertbildenden Arbeit beträgt nur zwei Stunden. Die physikalische Zeit kann von der politökonomischen Zeit abweichen. Physikalisch gesehen, ist eine Stunde eine Stunde, egal was in ihr geschieht, wie viele Produkte in ihr hergestellt oder wer sie arbeitet, ein Ingenieur oder ein Straßenfeger. Wobei selbst der Physiker Skrupel haben könnte. Einstein: »Wenn man mit dem Mädchen, das man liebt, zwei Stunden lang zusammensitzt, denkt man, es ist nur eine Minute; wenn man aber nur eine Minute auf einem heißen Ofen sitzt, denkt man, es sind zwei Stunden - das ist die Relativität.« Dabei geht es nicht um die Relativität der messbaren Zeit, eine Stunde bleibt eine Stunde, egal ob sie voller Lust oder Schmerz ist, sondern um ihre Wahrnehmung, die abhängt davon, was wir in ihr erleben. Ist das Erlebte angenehm, ist die gefühlte Zeit kurz, ist es unangenehm, ist die gefühlte Zeit lang. Die Relativität der Zeit besteht darin, dass wir sie gewichten und in Bezug setzen zu ihren Inhalten. Politökonomisch muss man das anders und doch ähnlich sehen. Es geht jetzt nicht um unterschiedliche Wahrnehmungen, sondern um Anerkennung. Wer drei Stunden konkrete Arbeit leistet, um einen Stuhl herzustellen, für den unter normalen, durchschnittlichen Bedingungen der Produktivität, der Intensität und des Geschicks zwei Stunden nötig sind, hat sich zwar drei Stunden angestrengt, aber der Umfang seiner abstrakten, d.h. wertbildenden Arbeit beträgt nur zwei Stunden. *»Nach der Einführung des Dampfwebstuhls in England z.B. genügte vielleicht halb so viel Arbeit als vorher, um ein gegebenes Quantum Garn in Gewebe zu verwandeln. Der englische Handwerker brauchte zu dieser Verwandlung in der Tat nach wie vor dieselbe Arbeitszeit, aber das Produkt seiner individuellen Arbeitsstunde stellte jetzt nur noch eine halbe gesellschaftliche Arbeitsstunde dar und fiel daher auf die Hälfte seines frühern Werts.«*<sup>43</sup> Gesellschaftlich notwendige Zeit ist messbar wie jede Zeit: in Stunden, Minuten Sekunden ... Dass unter privatkapitalistischen Bedingungen die Wertgröße unbekannt ist, sich für sie niemand interessiert und der Wert nur nachträglich auf dem gleichgewichtigen Markt festgestellt werden kann – sind Angebot und Nachfrage ungleich, weichen die Marktpreise vom Wert ab –, ändert daran nichts. Wollte jemand versuchen, den Wert vorher zu bestimmen: privates Eigentum, daraus entspringende Interessenkonflikte, das Fehlen zentraler Rechen- und Koordinierungsstellen, begrenzte rechentechnische Speicher- und Verarbeitungskapazitäten und somit Schwierigkeiten der Gewinnung und Verarbeitung von Informationen verhinderten es. Die Wertmessung scheitert an praktischen Hürden. Dies beweist nicht, dass der Wert grundsätzlich nicht gemessen werden könnte. Die Methodik ist bekannt und die technischen Möglichkeiten dafür sind im Zeitalter moderner

---

<sup>43</sup> MEW 23, S. 53.

Kommunikation besser als je zuvor. Die Frage ist nicht, ob, sondern *wie* abstrakte Arbeit und Wert zu messen sind. Ich hatte mich dazu bereits weiter oben geäußert.

## II. Der Zusammenhang zwischen Wert und Geld

### 1) Das Wesen des Geldes

#### Das allgemeine Äquivalent und die Wertmaßfunktion

Die Analyse des Arbeitswerts führt uns zum Wesen des Geldes: Die Werte aller Waren werden in einer einzigen Ware ausgedrückt.<sup>44</sup> Der Wert tritt in Form des Geldes, einer Geldware, neben die Ware.<sup>45</sup> Eine bestimmte Ware wird durch gesellschaftliche Gewohnheit aus der Warenwelt ausgeschlossen, um Geld zu sein. Geld verwächst »mit der spezifischen Naturalform der Ware Gold«. <sup>46</sup> Der in Geld ausgedrückte Tauschwert ist der Preis.<sup>47</sup> Als Erscheinungsform des Wertes kann er von diesem abweichen, ist ihm nur im Gleichgewicht adäquat. Das Geld ist die besondere, einzigartige Ware, die als Äquivalent für den Wert aller anderen Waren dient. Ihre erste Funktion, die seit einiger Zeit in den Lehrbüchern nicht mehr erwähnt wird, ist ihr wesensgleich: Sie besteht darin, Werte auszudrücken, sie zu messen. Backhaus versteigt sich zu der unsinnigen Behauptung, »keinem der Interpreten der Marxschen Werttheorie (sei) es bislang in den Sinn gekommen, das für Marx »entscheidend Wichtige« dieser Theorie zu untersuchen. Denn was z.B. soll es heißen, etwas werde »ideell ausgedrückt«?<sup>48</sup> Backhaus hätte nur lesen müssen: »Obgleich nur **vorgestelltes** Geld zur Funktion des Wertmaßes dient, hängt der Preis ganz vom realen Geldmaterial ab.«<sup>49</sup> »Als Wertmaß dient das Geld dazu, die Werte der bunt verschiedenen Waren in Preise zu verwandeln, in vorgestellte Goldquanta; als Maßstab der Preise misst es diese Goldquanta.«<sup>50</sup> In seiner Funktion als Maß der Werte dient das Geld als vorgestelltes, d.h. als ideelles Geld. Um die Werte der Waren in Geld auszudrücken, muss das Geld nicht körperlich anwesend sein. Backhaus hat nur eine unvollkommene Vorstellung über die Wertmessung und so auch über den Zusammenhang zwischen Wert und Geld. Er nennt es eine »treffliche Feststellung Gottls (...), dass in der Ökonomie niemand misst und nichts gemessen wird, weil wir die ökonomischen Dinge immer schon als gemessen vorfinden«.<sup>51</sup> Gottl wie

---

<sup>44</sup> MEW 23, S. 79.

<sup>45</sup> MEW 42, S. 63.

<sup>46</sup> MEW 23, S. 84.

<sup>47</sup> MEW 42, S. 104.

<sup>48</sup> Backhaus, H.-G. (2018), Dialektik der Wertform. Untersuchungen zur marxschen Ökonomiekritik, Freiburg, Wien, S. 16.

<sup>49</sup> MEW 23, S. 111.

<sup>50</sup> MEW 23, S. 113.

<sup>51</sup> Backhaus (2018), S. 332, 351.



auch Backhaus entgeht, dass, »wird etwas als gemessen vorgefunden«, die Messung schon stattgefunden hat. Preise sind Resultate der Wertmessung durch das Geld.

### Zwei Einwände

In der ökonomischen Literatur werden bezüglich des Zusammenhangs zwischen Wert und Geld zwei Einwände erhoben. **Erstens: die Beziehungen zwischen dem Geld und dem Wert werden abgelehnt;** das Geld sei ein wertloses Medium. Zu dieser Auffassung müssen zwangsläufig jene gelangen, die die Arbeitswerttheorie für falsch oder für überflüssig halten, weil die Erscheinungen sich scheinbar von selbst erklärten. Wenn es keinen Arbeitswert gibt, kann er nicht Grundlage der Tauschrelationen sein. Das Geld kann nicht ausdrücken, was es nicht gibt. Ablehnung und Zurückweisung der Arbeitswerttheorie, prägend für die bürgerliche Ökonomie, beruhen zumeist auf einer Verwechslung von Gebrauchswert und Wert. Sie kommt in vielen Variationen vor. Auch unter marxistischen Ökonomen ist das auf dem Wert beruhende Geldverständnis umstritten. So teilt Szepanski die Meinung Heinrichs, dass »als Wertspiegel aller Waren keine Geldware notwendig« sei. Wie Georg Simmel glaubt er, »dass das Geld keinerlei Referenz auf eine Geldware bedarf«<sup>52</sup>, weil Papier- und Buchgeld, unabhängig von ihrer Beziehung zu einer Geldware, einen Funktionswert besäßen, ihre reibungslose Verwendbarkeit und Austauschbarkeit. Heinrich behauptet, in seiner Wertformanalyse unterstelle Marx, dass der Träger der Wertform – der Gegenstand, in der Waren ihre Werte ausdrücken –, selbst eine Ware ist, liefere aber kein Argument dafür, dass er eine Ware sein müsse.<sup>53</sup> Ebenso könnte er sagen, Karl May habe nur angenommen, dass Winnetou, der Häuptling der Apatschen, ein Indianer sei, oder wie Haug treffend bemerkt, behaupten, Marx habe »bloß unterstellt, dass der Papst unbedingt ein Katholik sein müsse.«<sup>54</sup> Marx hält sich an die historischen Fakten: Gold und Silber waren das erste Geld, und sie sind zweifelsohne Waren, genauso wie es die vielen Geldvorläufer gewesen sind.<sup>55</sup> Und er liefert auch ein Argument dafür. Es sind messtheoretische Gründe, weshalb für Marx Geld letztlich Geldware sein muss. Messen bedeutet quantitativ zu vergleichen. Der Wert kann nur gemessen werden mit Dingen, die selbst Wert besitzen. Deshalb kann Geld nicht einfach ein wertloses Zeichen sein. Es muss Ware sein, weil nur eine Ware Wert besitzt. »Ebenso ist nur ein qualitativ als Wert und quantitativ als Wertgröße bestimmtes Warengeld durch verschiedene Formen von Repräsentativgeld zu ersetzen; denn wertlose Dinge oder gar bloße Buchungen können nur dann Geldfunktionen ausüben, wenn sie in

---

<sup>52</sup> Szepanski, A. (2018), Kapital und Macht im 21. Jahrhundert, Hamburg, S 18f.

<sup>53</sup> Heinrich (2006), S. 233.

<sup>54</sup> Haug, W. F. (2004), Zur Kritik der monetaristischen Kapital-Lektüre, in: Das Argument Nr. 258, Hamburg, S. 867.

<sup>55</sup> Vgl. dazu, Müller, K. (2015), Geld. Von den Anfängen bis heute, Freiburg, S. 143-153.

einem qualitativ und quantitativ bestimmten Verhältnis zu dem stehen, was sie vertreten.«<sup>56</sup> Wer die Arbeitswerttheorie ablehnt, aus welchen Gründen auch immer, der kann logischerweise auch kein werttheoretisches Geldverständnis aufbringen. Für ihn muss Geld etwas ganz und gar Oberflächliches bleiben: Alles, womit die Leute zahlen, ein Hilfs- und Schmiermittel des Tausches, ein Symbol des Vertrauens, ein Kommunikationsmittel, ein Nichts, aus Nichts geschöpft, ein abstraktes Zeichen, inhaltslos, körperlos, wertlos, anonyme Bestätigung für eine erbrachte oder zu erbringende Leistung, übertragbares Anspruchsdokument auf das Sozialprodukt. Das sind Aussagen, die allesamt nicht falsch sind und auf mehr oder weniger richtigen Beobachtungen beruhen, doch weit entfernt sind vom Verständnis des Wesens. Wer diese Erscheinungsformen obendrein »neues Geld« nennt, das »altes« (marxistisches) Denken verbiete<sup>57</sup>, übersieht, dass keine von ihnen neu ist und sie Marx sehr wohl bekannt gewesen sind. Es hinderte ihn nicht daran, ausgehend von ihnen nach dem Wesen zu suchen. Nur so gelang es ihm, das Geldrätsel zu lösen, zu erklären was Geld ist und wie es entsteht.

Ein **zweiter Einwand** läuft darauf hinaus, die **Beziehungen zwischen Wert und Geld zu verkehren**. Geld sei vor Ware und Wert da gewesen. Die Neue Marx-Lektüre behauptet, selbst Marx habe bei der Darstellung des Tauscherts das Geld in Wahrheit vorausgesetzt, davon aber aus populistischen Gründen abstrahiert.<sup>58</sup> Diese haltlose Unterstellung gehört zu den diversen Dogmen, mit denen sich eine als undogmatisch verstehende Marxdeutung selbst diskreditiert. Man müsse »das Tauschparadigma als Mythos der Politischen Ökonomie entlarven und die Entstehungsgeschichte des Geldes komplexer auffassen und früher ansetzen, als die Ökonomen dies gewöhnlich tun.«<sup>59</sup> Die Entstehung des Geldes wurzele in der Psyche des Affenmenschen, entspringe der Natur des menschlichen Lebens. Damit ist die Vorstellung verbunden, dass Geld und Geldgebrauch älter sind als die arbeitsteilige Wirtschaft. Der Tausch hätte das fertige Geld als seine Voraussetzung vorgefunden. Menschen haben sich bekannter Wertmaßstäbe und vorhandener Mittel bedient, um Werte aufzubewahren und zu übertragen. Sie hätten das Geld genutzt, bevor sie begannen, Güter auszutauschen. Der Geldbegriff sei logisches Apriori aller wirtschaftlichen Begriffe.<sup>60</sup> »Am (logischen) Anfang steht das Geld.«<sup>61</sup> Das moderne Wirtschaftsleben sei dessen Produkt. Unlogisch sei es, das Geld aus seinem angeblichen Produkt, der Warenproduktion abzuleiten. So wird Geld von der

---

<sup>56</sup> Krüger, S. (2012), Politische Ökonomie des Geldes. Gold, Währung, Zentralbankpolitik und Preise. Kritik der Politischen Ökonomie und Kapitalismusanalyse. Band 2. Hamburg, S.82; siehe auch MEW 25, S.621.

<sup>57</sup> Busch, U. (2019), Neues Geld, altes Denken, in: <https://das-blaettchen.de/2019/11/neues-geld-altes-denken-50348.html>, 25. November 2019.

<sup>58</sup> Bruschi, V., Muzzupappa, A., Nuss, S., Steckner, A., Stütze, I. (2012), PolyLuxMarx. Bildungsmaterial zur Kapital-Lektüre, Berlin, S.28.

<sup>59</sup> Busch, U. (2012), Anthropologie statt Ökonomie, Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Nr. 91, S. 203.

<sup>60</sup> Lederer, E. (1931), Aufriß der ökonomischen Theorie, 2. Aufl. Tübingen, S. 67.

<sup>61</sup> Schumpeter, J. A. (1965), Geschichte der ökonomischen Analyse, Göttingen, S. 1350.

Warenproduktion abgekoppelt, indem es zu ihrer Voraussetzung gemacht wird, statt es als ihr Resultat zu erkennen.

#### Andere Geldbegriffe

Wer Geld als unabhängig vom Wert oder als eine dem Wert und damit der Warenproduktion vorgelagerte Kategorie versteht, muss einen anderen Geldbegriff als Marx haben. Geld kann kein allgemeines Äquivalent für den Wert der Waren sein, wenn es weder Wert noch Ware gibt. Was dann? Hier nur einige Erklärungen, die auch marxistische Ökonomen verwirrt haben:

**Erstens:** Geld sei am Anfang **Hort- und Prunkgeld** gewesen, Rang- und Statussymbole, benutzt, um Reichtum zu Schau zu stellen, die persönliche Einzigartigkeit zu dokumentieren und Macht zu demonstrieren. Der Aspekt hat für den Warentausch eine gewisse Bedeutung. Stichwort: demonstrativer Konsum. Aber Reichtum zu symbolisieren ist nicht die Aufgabe des Geldes, die primäre gewiss nicht, allenfalls eine Nebenwirkung, die für das Funktionieren der Warenproduktion von untergeordneter Bedeutung ist.

**Zweitens:** Einige Autoren verweisen auf vermeintlich **religiöse Ursprünge** des Geldes. Die Ökonomik stehe keinem Fachgebiet so nah wie der Theologie. Man könne das erkennen an den baulichen Ähnlichkeiten zwischen Tempeln, Börsen und Banken, architektonischer Beweis für die sakrale Herkunft des Geldes. Geld sind die Dinge, die Menschen Göttern opferten, um von ihnen Beistand zu erhoffen. Opferrituale sind älter als der Tausch. Identifiziert man Geld mit Opfer, dann ist auch das »Geld« älter als der Tausch. Wer Geld so definiert, kann es tun. Er kann auch die Blaumeise oder den Duft überlagerten Käses Geld nennen, wenn er glaubt, das diene der Verständigung, sei also zweckmäßig. Die Maus des Computers frisst auch keinen Speck. Keiner, der sich daran stört. Der Definitionslust sind keine Grenzen gesetzt. Wer will, kann das Lamm, das Steinzeitmenschen den Göttern opferten, Geld nennen. Die politökonomische Brisanz dieser Fragen ist gering. Es geht um die angemessene Begriffswahl, um die »Kunst, mit Begriffen zu operieren«. Was gewännen wir, würden wir das geopfert Lamm des Steinzeitmenschen Geld nennen? Hätte man Geld geopfert, dann müsste das Opfertier bereits allgemeines Äquivalent gewesen sein. Wo es keine Ware gibt, weil Produkte nicht produziert werden, um sie zu tauschen, sondern zu verbrauchen, gibt es keinen Wert. Und wo es keinen Wert gibt, bedarf es auch keines Äquivalents. Vor dem Warentausch ist es schlichtweg überflüssig. Mit dem Geld der entwickelten Warenproduktion hat das »heilige«, das »Opfergeld« nichts zu tun. Die religiöse Verklärung des Geldes hilft uns nicht, die Warenproduktion zu verstehen, auch nicht, wenn man mit etwas Phantasie im Opfern einen Tausch sehen mag: ein Lamm wird Gott dargebracht, in der Hoffnung, der Allmächtige revanchiere sich mit einer reichen

Ernte oder schicke demnächst ein Mammut des Wegs. Ist die Gleichsetzung von Geld und Opfer zweckmäßig? Nehmen wir für einen Moment an, es sei so. Geld = Opfer der Menschen an Gott. Das Opfer schlechthin oder in einer spezifischen Form? Sklaven, Lämmer, Kälber oder Edelmetalle? Darauf müsste man sich zunächst einigen und dann prüfen, ob uns diese Definition bzw. Begriffsbestimmung des Geldes hilft, die Produktion und Zirkulation der Waren zu verstehen. Wer bringt in der Warenproduktion ein Opfer? Geld ist oberflächlich betrachtet das, womit Waren bezahlt werden. Geld kann hier gerade kein Opfer sein – ein Verzicht –, weil es die Gegenleistung für die gekaufte Ware ist. Und dient Geld der Wertaufbewahrung, wo ist da das Opfer? Der Konsumverzicht könnte gemeint sein. Allgemein: Das Opfer = ein Verzicht auf alternative Verwendungen des Geldes? Und wem wird ein Opfer gebracht? Rationale Wahlhandlungen könnte man im weitesten Sinne mit Opfern in Verbindung bringen. Aber wenn schon Verzicht, dann sollte man nicht übersehen, dass es stets ein Verzicht auf die zweitbeste der erwogenen Möglichkeiten ist. Da Sparen nicht per se gleichgesetzt werden kann mit einem »sich etwas am Munde absparen«, was es partiell durchaus sein kann, kann auch die Aufbewahrung des Geldes kein Opfer sein. Die »Opfertheorie« des Geldes bringt keine Erkenntnisfortschritte.

**Drittens: Geld** sei nicht aus dem Tausch entstanden. Es sei eine Verrechnungseinheit, die **dem Kredit entspringe**. Lucas Zeise nennt einige Beispiele für sehr frühe Kredit-/Schuldverhältnisse – ein Stamm hilft einem anderen bei der Jagd; ein Bauer hilft mit Arbeitskräften einem anderen bei der Ernte oder leiht ihm Saatgut – überlässt es aber der Phantasie des Lesers, sich vorzustellen, wie sich daraus Geld, das allgemeine Äquivalent des Warentausches, entwickelt haben könnte.<sup>62</sup> Realistischer erscheint es mir, davon auszugehen, dass eine Kreditwirtschaft erst entstehen kann, wenn es bereits einen geregelten Zahlungsverkehr gibt, der das Bedürfnis nach einfacheren und risikoärmeren Zahlungen weckt. Vorher sind Kredite die Ausnahme und die Folge momentaner Zahlungsunfähigkeit.<sup>63</sup> Andere sagen – das ist ein Unterschied! – Geld sei Kredit. Das Kreditgeld wird mit dem Kredit gleichgesetzt und als »Kapitalgeld« bezeichnet. »Was in Form des Kreditgeldes zirkuliert, ist also der Kredit selbst« oder: »Kreditgeld (...) ist zirkulierender Kredit.«<sup>64</sup> Typisches Merkmal sei seine Kreislaufbewegung. Kreditgeld gelange über die Gewährung der Kredite in den Umlauf, zirkuliere dort und werde durch die Zurückzahlung der Zirkulation wieder entzogen. Der Handel in den frühen städtischen Zivilisationen Chinas, Indiens und des Vorderen Orients von 3.000 v.u.Z. bis 800 v.u.Z. habe auf Kreditvereinbarungen beruht, Geld sei nur eine Verrechnungseinheit

---

<sup>62</sup> Zeise, L. (2019), Finanzkapital, Köln, S. 12-14.

<sup>63</sup> Vgl. Hildebrand, B. (1922), Natural-, Geld- und Kreditwirtschaft, in: Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister (hrsg. von Heinrich Waentig), Band 22, Jena, S. 330.

<sup>64</sup> Wagner, H.; Mondelears, R. (1986), Grundfragen der Kredit- und Kreditgeldzirkulation. Zur Diskussion um den Charakter des heutigen Geldes, 25. Lehrbrief für das Hochschulfernstudium, Berlin, S. 26, 31, 36.

gewesen.<sup>65</sup> Die Entschlüsselung ägyptischer Hieroglyphen und mesopotamischer Keilschriften haben ergeben, dass Kreditssysteme ... viele tausend Jahre älter waren als die Erfindung des Münzwesens.<sup>66</sup> Ich will das nicht bestreiten. Doch behaupten, Kredit sei vor dem Geld da gewesen, kann nur der, für den die Geschichte des Geldes erst mit der Münze beginnt. Aber bevor die Menschen begannen, die ersten Münzen zu prägen, hatte sich die Geldform des Werts längst herausgebildet. Der Tausch, der Handel ist älter. Kredit und Tausch kann man nicht gegenüberstellen. Der Kredit ist mit und aus dem Tausch entstanden, obgleich es auch Kredite außerhalb des Warenaustauschs gegeben hat. Die ersten Zeugnisse über Schulden und Überschuldung, die Anfänge des Kreditwesens also, sind rund 5.000 Jahre alt, so alt wie das Geld, und stammen aus der frühen babylonischen Zeit. Missernten, Naturkatastrophen oder Kriege trieben die Menschen zu den Tempelpriestern oder reichen Kaufleuten, um von ihnen Kredite zu erbeten. Sie wurden in Silber und Naturalien, z.B. Gerste, ausbezahlt und führten die Schuldner direkt in die Schuldknechtschaft. Die Zinssätze konnten bis zu fünfzig Prozent der Kreditsumme betragen. In Babylon lag der normale Zinssatz für ein Darlehen in Silber zwischen zehn und zwanzig Prozent, für ein Darlehen in Korn zwischen zwanzig und dreißig Prozent. Im Zuge der Entwicklung eines einfachen Zahlungs- und Kreditystems wurde Getreidesaat an Bauern verliehen, welches erst nach der Ernte zuzüglich Zinsen zurückgegeben werden musste. Für das Verständnis des Tausches ist v. a. der Lieferantenkredit bedeutsam. Im Tausch könnte der Nachfragende zunächst nur einen Schuldschein ausgestellt und auf diese Weise versprochen haben, später zu übergeben, was der andere wünschte und wozu er momentan nicht fähig war. Der Güteranbieter hätte erst einmal kein Gut erhalten. Er bekommt nur eine Forderung gegen den Nachfrager in die Hand, d.h. einen Anspruch auf ein Gut. Der Kredit hätte so geholfen, die doppelte Koinzidenz als Hemmnis des Güterausbaus zu überwinden. Nach Erfindung der Schrift – auch etwa zu dieser Zeit, d.h. vor 5.000 Jahren – war dies sicher möglich. In Form des Wechselgeschäfts hatte diese Art des Tausches im Mittelalter ihre Blütezeit. Nur – drei Einwände lassen sich erheben:

- a) setzen Schulden in einer Geldwirtschaft das Geld voraus. Die Schuld ist dort das Versprechen zu zahlen, also Geld zu übergeben. Schuldscheine sind nicht das eigentliche, das originelle Geld. Sie drücken Gläubiger-Schuldner-Verhältnisse aus, sie sind Forderung auf Geld. Marx subsumiert das Kreditgeld unter die Geldsurrogate (Geldvertreter). Das Begriffsproblem: Geld als Schuld aufzufassen, ist unzweckmäßig, weil Geld und Kredit zwei unterschiedliche Kategorien sind und weil es darauf hinausläuft, jegliche Ware, mit der eine andere bezahlt wird, mit Geld gleichzusetzen. In Auseinandersetzung mit Darimon (1819-1902), der

---

<sup>65</sup> Graeber (2012), S. 24

<sup>66</sup> Ebenda, S. 45.

Geldumlauf und Kredit identifiziert, sagt Marx, dies ist ökonomisch falsch.<sup>67</sup> Am Rande: Man könnte sich darauf einigen, jede Ware Geld zu nennen, mit der eine andere bezahlt wird. Dann wären alle Waren zugleich Geld. Was hätte das gebracht? Wir hätten den qualitativen Sprung begrifflich verfehlt. Es ist ja gerade der Unterschied, auf dem es ankommt. Wir könnten nicht erklären, wie und warum sich aus der Warenwelt eine Ware absondert, mit der die Werte aller Waren gemessen werden und die mit allen Waren tauschfähig ist. Für diese Ware, die wir Geld nennen, bräuchten wir einen neuen Begriff, würden wir alle Waren Geld nennen. Unter Kredit – abgeleitet vom lateinischen credere »glauben, vertrauen« und creditum »das auf Treu und Glauben Anvertraute« – versteht man die befristete Überlassung von Bargeld – Banknoten, Münzen –, Buchgeld oder vertretbaren Sachen vom Kreditgeber an einen Kreditnehmer, der sich zu einer zukünftigen Rückzahlung und zu einer Gegenleistung in Form von Zinsen verpflichtet. Geld mit Kredit zu definieren ist eine zu weite Definition, weil Kredit mehr umfasst als zeitweilige Überlassungen von Geld. Zugleich handelt es sich um eine zu enge Auffassung, weil Geld keineswegs nur als Kredit auftritt. Weshalb ist das Geld, das ich ausbehalte zum Erwerb von Konsumtionsmitteln, Kredit? Allgemein: Das Geld, das Waren zirkuliert? Warum sind die fünf Euro, die ich für das Pfund Erdbeeren zahle, ein Kredit? Ich bezahle mit ihnen eine gekaufte Ware. Warum ist der monatliche Geldlohn ein Kredit? Dann müsste er irgendwann an den Kapitalisten zurückgezahlt werden. Wenn hier von Kredit die Rede ist, dann doch eher umgekehrt: Jede Vorleistung bei gegenseitigen Verträgen ist ein Kredit, weil jemand im Vertrauen darauf vorleistet, dass die Gegenseite ihrerseits ihre vertraglichen Verpflichtungen erbringen wird. Genau betrachtet, wären die Erdbeeren der Kredit, wenn ich sie erst im nächsten Jahr bezahle oder zurückgebe. Das konstituierende Merkmal eines Kredits ist die Zeitdifferenz, die zwischen dem Tag der Leistung und dem der Gegenleistung auftritt. Dabei kann es sich auch um Kredite handeln, die in der Überlassung von vertretbaren Sachen bestehen, also um ein Sachdarlehen. Die einfachen Anfänge des Kreditwesens sind bereits um 3.000 v.u.Z. in Mesopotamien zu finden. Wie oben schon erwähnt, wurde im Zuge der Entwicklung eines einfachen Zahlungs- und Kreditsystems Getreidesaat an Bauern verliehen, welche erst nach der Ernte zurückgegeben werden musste. Was hat das mit dem Geld zu tun?

- b) Der zweite Einwand: Schwer vorstellbar, dass ein individueller Schuldschein allgemein akzeptiert und damit zirkulationsfähig war. Noch Jahrhunderte später hatte der Wechsel zunächst enorme Schwierigkeiten, die Akzeptanzhürden zu nehmen. Es hat lange gedauert, bis er als Handelsgeld angenommen wurde.

---

<sup>67</sup> MEW 42, S. 59.

c) der dritte Einwand: Die Geldgeschichte ist viel älter, auch wenn einige Autoren sie erst mit der Erfindung der Schrift oder noch später mit der Erfindung der Münze beginnen lassen. Und Kredite vorher, d.h. vor der Entstehung der Geldform? Sind sie vorstellbar? Kredite mit Geldvorläufern, z.B. mit Gerste, hat es gegeben. Sie sind aber nicht typisch und sie begründen nicht das Wesen des Geldes. Immerhin kann man akzeptieren, dass es auch im Tausch eine objektive Grundlage und die Notwendigkeit von Kreditbeziehungen von Anfang an gegeben haben muss, zu einer Zeit, da vom Geld und der Möglichkeit, Schulden schriftlich festzuhalten, noch keine Rede sein konnte. Aber schwer sich vorzustellen, dass der Tausch so begonnen haben könnte. Das Kreditrisiko wäre viel zu hoch gewesen. Woher sollte das Vertrauen, ob die Gegenleistung in der Zukunft erbracht wird, wichtigste Voraussetzung eines Kreditgeschäfts, kommen bei Partnern, die sich nicht kennen und die Handel trieben über weite Strecken? Der Güteranbieter wird sich nicht eingelassen haben auf ein Geschäft, bei dem die Gefahr hoch war, betrogen zu werden. Wie auch immer: Geld und Kredit gleichzusetzen, ist falsch. Kredit kann Naturalkredit sein. Bei Kompensationsgeschäften vereinbaren die Geschäftspartner, die Lieferung der Ware mit anderen Waren zu bezahlen. Beispiel Erdgasröhrengeschäft: In den 1970er Jahren lieferten westdeutsche Firmen Gasröhren an die Sowjetunion. Sie wurden bezahlt mit Erdgas, das seit Beginn der 1980er Jahre durch die 3.650 km Pipeline nach Deutschland strömt. Noch 1989, in ihrem letzten Jahr, bezog die DDR aus der UdSSR Erdöl, Erdgas und Walzstahl und bezahlte die Waren mit Textilmaschinen, polygraphischen Maschinen, Spritzgussautomaten, Konfektion, Trikotagen, Strumpf- und Miederwaren sowie Möbeln. Wäre der Kredit gleich Geld, dann hieße das, jegliche Vorleistung, aber auch alles, womit eine Gegenleistung erbracht wird, Geld zu nennen. So wird der Geldbegriff verwässert. Da war Marx weiter. Und der Geldkredit – Geld wird geliehen/verleihen –, setzt das Geld voraus. Ergo: Alles als Geld zu bezeichnen, das als Kredit anderen für eine Zeit überlassen wird, um zum Kreditgeber zurückzufließen, hilft uns wenig, die Bedeutung des Geldes als Element der Warenproduktion zu erhellen.

Außerdem: Guthaben und Kreditbestände können sich ändern, obwohl die umlaufende Geldmenge gleich bleibt. Mit einer bestimmten Geldmenge können unterschiedliche volkswirtschaftliche Werte realisiert werden. Ausschlaggebend ist dafür die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes, genauer: die Häufigkeit, mit der gleichnamige Geldeinheiten in einer Periode zu Zahlungen genutzt werden. Wird eine Geldeinheit durchschnittlich zweimal für Zahlungen verwendet, bedarf es nur der Hälfte der Geldmenge, die bei einer einmaligen Verwendung der Geldeinheit erforderlich ist, um die Preissumme einer Warenmenge zu bezahlen. Ähnlich verhält es sich mit den Beziehungen zwischen der Geldmenge, den Forderungen und den Schulden. Eine bestimmte Geldmenge ist mit unterschiedlich hohen und

sich verändernden Forderungen und Verbindlichkeiten vereinbar. Grund dafür ist, dass jede umlaufende Geldeinheit nicht nur mehrmals zum Kaufen genutzt werden kann, sondern ebenso mehrmals, um verliehen und getilgt zu werden. Durch Verleihen und Tilgen ändern sich stets nur die Guthaben und Schulden. Die Geldmenge ändert sich dadurch nicht.

**Zusammenfassend:** Geld ist das Zirkulations- und Zahlungsmittel, das Wirtschaftsakteure in ihren Kassen haben und mit denen sie Waren und Leistungen bezahlen. Es handelt sich dabei um das Bargeld – die Banknoten und Münzen – und das Giralgeld, die Guthaben auf den Girokonten der Banken. Kredit dagegen ist ein Schuldverhältnis. Es verpflichtet den Schuldner, einen vom Gläubiger erhaltenen Geldbetrag nach einer vereinbarten Zeit zurückzuzahlen. Die Nichtidentität von Geld und Kredit erkennt man auch daran, dass jemand Geld in der Kasse haben kann, ohne einen Kredit aufgenommen zu haben. Ihm ist Lohn gezahlt worden oder er hat Erlöse aus dem Verkauf von Gütern erzielt. Umgekehrt kann er Kreditnehmer sein, ohne Geld zu besitzen. Nämlich dann, wenn er mit dem Kredit Güterkäufe finanziert hat.

**Viertens: Geld entspringe nicht dem Tausch, sondern dem Eigentum.** Das ist zunächst richtig. Denn oberflächlich betrachtet, ist das Geld zwar das Resultat des Tauschs. Es entspringt der Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen, hängt zusammen mit der Entstehung und Vertiefung der Arbeitsteilung, der Entstehung eines Mehrprodukts und des privaten Eigentums. Mehrprodukt, regelmäßiger Tausch, Warenproduktion und privates Eigentum an Produktionsmitteln bedingen sich gegenseitig und es überrascht, wie Heinsohn und Steiger angesichts des Zusammengehörigen einen Scheingegensatz konstruieren und behaupten können, nicht der Tausch, sondern das Eigentum sei die Grundlage des Geldes.<sup>68</sup> Zur »Logik« der »Eigentumstheorie des Geldes« von Heinsohn/Steiger: Tauschen (verkaufen) setzt Eigentum voraus. Man kann nichts verkaufen, was einem nicht gehört. Insofern ist die Gegenüberstellung des Eigentums und des Tausches eigenartig. Ähnliches gilt für die Verpfändung des Eigentums. Aus ihr – der Belastung des Eigentums – leiten Heinsohn/Steiger die Entstehung des Geldes ab. Der Zusammenhang ist holprig: Eigentum woran? In Frage kommen das Sachvermögen und das Geldvermögen. Die angebliche Geldentstehung setzt zumindest partiell das Geld voraus. Bei Heinsohn/Steiger würde außerdem der Kreditgeber sein Eigentum dem Kreditnehmer als Pfand übergeben<sup>69</sup>. Und das sei das Geld. Danach ist Geld ein Anspruch auf das Eigentum des Kreditgebers. Ich habe das bisher so verstanden, als würde der Kreditnehmer als Sicherheit sein Eigentum als Pfand übergeben.

---

<sup>68</sup> Heinsohn, G., Steiger, O. (1996), Eigentum, Zins und Geld, Reinbek bei Hamburg.

<sup>69</sup> Zeise, Lucas (2011), Geld – der vertrackte Kern des Kapitalismus. Versuch über die politische Ökonomie des Finanzsektors, Köln.



**Fünftens:** Alte Auffassungen werden wiederentdeckt: Arbeitsgeld: Arbeitsgeld, Stundenzettel... Aus einer »allgemeinen Ware«, einem »allgemeinen Äquivalent« sei Geld zu einem Arbeitszertifikat mutiert, meint Heerke Hummel, zu einem abstrakten Zeichen von Arbeit, und zwar von so viel, wie im Durchschnitt gearbeitet werden muss, um eine Währungseinheit zu verdienen.<sup>70</sup> Marx hat ähnliche Auffassungen von Gray und Proudhon für eine kapitalistische Produktionsweise widersinnig und einen »seichten Utopismus« genannt, für den Fall, dass in einer nichtkapitalistischen Wirtschaftsordnung die in den Produkten enthaltene Arbeitszeit unmittelbar gesellschaftlich ist, aber nicht ausgeschlossen.<sup>71</sup> Das Owensche »Arbeitsgeld« sei, so Marx, »ebensowenig ›Geld‹ wie etwa eine Theatermarke. Owen setzt unmittelbar vergesellschaftete Arbeit voraus, eine der Warenproduktion diametral entgegengesetzte Produktionsform.«<sup>72</sup> Heute hört man: Jedes Schnipsel könne Geld sein, es bedürfe nur der Voraussetzung, dass alle es vertrauensvoll als Geld betrachteten. Vertrauen könne jeden Gegenstand zu Geld machen, wenn eine Zentralbank diesen knapp halte. Denn:

**Sechstens** – so der Gipfel der »Erkenntnis« – Geld sei »Nichts«, und werde aus »Nichts« geschöpft. Geld sei endlich vollständig erkannt. Es sei nichts weiter als ein knapp zu haltendes Nichts.<sup>73</sup> Diese alberne These – quasi die Kapitulation vor dem Geldrätsel – widerspiegelt reale Vorgänge, die Giralgeldschöpfung der Banken. Giral- oder Buchgeld ist eine Art Kreditgeld, eine Forderung auf Zentralbankbargeld. Nur deshalb kann behauptet werden, mit ihr besäßen »wir eine Erklärung für die Funktionsweise einer Geld- und Kreditwirtschaft«.<sup>74</sup> Als Beweis dient die Kreditgewährung über die vorhandenen Sparmittel hinaus, mit der Banken Kaufkraft schaffen und nicht einfach vorhandene Kaufkraft anderen überlassen, wie man schon bei Schumpeter nachlesen kann<sup>75</sup> und was Marx selbstverständlich auch wusste, ohne Protagonist der »Nichts aus Nichts-These« zu sein. Aber nichts ist Nichts, selbst die schwarzen Löcher sind es nicht. Sie haben Masse, besitzen Temperatur und geben Strahlung ab. Und das mit einem Federstrich geschaffene Giralgeld setzt Papiergeld und Münzen voraus. Es ist Forderung auf »letztes« Geld, das Gläubiger-Schuldner-Verhältnisse auflöst,

---

<sup>70</sup> Hummel, H. (2014), Nichts ist Nichts, auch nicht das Geld, in: <https://das-blaettchen.de/2014/02/nichts-ist-nichts-auch-nicht-das-geld-anmerkungen-zu-ulrich-buschs-verstaendnis-vom-geld-28191.html>

<sup>71</sup> MEW 13, S. 66-69.

<sup>72</sup> MEW 23, S. 109f, Fn 50.

<sup>73</sup> Riese, H. (1995), Geld: Das letzte Rätsel der Nationalökonomie, in: Schelkle W., Nitsch, M. (Hrsg.), Rätsel Geld, Marburg, S 45-62.

<sup>74</sup> Busch, U. (2017), Aspekte der Geldkritik von Aristoteles bis heute, Philosophische Gespräche, Helle Panke e.V., Heft 45, Berlin, S. 40.

<sup>75</sup> Schumpeter, J. A. (1911/1997), Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Eine Untersuchung über Unternehmerrisiko, Kapital, Kredit, Zins und den Konjunkturzyklus, 9. Aufl., Berlin, S. 153.

egal ob und in welchem Umfang die Forderungen in Anspruch genommen werden, Giralgeld also in Bargeld umgewandelt wird.<sup>76</sup>

## 2) Wertformen

### Historisch versus logisch

Wir haben das Wesen des Geldes durch eine genetische Begriffsbestimmung gefunden. Bei einer »genetischen Definition« wird das Wesen eines Begriffs dadurch erfasst, dass auf die Herkunft des Gegenstandes verwiesen wird. »Das entscheidend Wichtige aber war«, so Marx, »den inneren notwendigen Zusammenhang zwischen Werthform, Werthsubstanz und Werthgröße zu entdecken, d.h. ideell ausgedrückt, zu beweisen, daß die Werthform aus dem Werthbegriff entspringt.«<sup>77</sup> Wer im »Kapital« ein **allein** logisch-systematisches Herangehen zu erkennen glaubt, der muss auch die Analyse der Wertformen als eine rein logische Gedankenkonstruktion abtun, als ein Hirngespinnst, das ohne jegliche empirische Relevanz sei. »Es sei gar nicht einzusehen«, so Backhaus, dass die (...) logische Entwicklung des Geldes irgend etwas mit einem wirklichen Vorgang zu tun haben könnte, der sich zu irgendeiner Zeit wirklich zugetragen hat (...) Marx meidet (...) jede Berührung mit der Wirklichkeit«.<sup>78</sup> Marx sei es bei der Analyse der Wertform, so auch Heinrich, nur »auf den Zusammenhang von Form, Substanz und Größe des Werts und nicht etwa auf eine abstrakte Rekonstruktion der historischen Entwicklung der Wertformen« angekommen.<sup>79</sup> Heinrich wirft den »Traditionsmarxisten« vor, sie hätten mit der Wertformanalyse nichts anzufangen gewusst. Für sie seien mit der simplen Aussage, dass der Warenwert von der zur Produktion mit der Ware gesellschaftlich notwendigen Arbeit abhängt, die Probleme der Werttheorie bereits gelöst.<sup>80</sup> Auch dieser Seitenhieb auf die »Traditionsmarxisten« geht voll daneben. Der Vorwurf trifft jene, die die Wertformenanalyse nur für ein logisches Konstrukt halten oder sich gar einbilden, Marx beschreibe mit den Formen des Werts ein Nebeneinander im fertigen Kapitalismus. Am Beispiel des Autors Ingo Elbe weist Holger Wendt nach, dass sich die Neue Marx-Lektüre, um ihre Fehldeutungen plausibel erscheinen zu lassen, einer hochselektiven Zitierweise bedient, bei Marx Gelesenes in sein Gegenteil verdreht und dem Meister »fehlerhafte Popularisierungen« vorwirft.<sup>81</sup> Dabei gibt es keinerlei Zweifel

---

<sup>76</sup> Zur Kritik der „Nichtstheorie“ des Geldes: Müller, K. (2019), Auf Abwegen. Von der Kunst der Ökonomen, sich selbst zu täuschen, Köln, S.252-259.

<sup>77</sup> MEGA II.5, S. 43.

<sup>78</sup> Backhaus (2018), S.246f.

<sup>79</sup> Heinrich (2016), S.264.

<sup>80</sup> Heinrich (2018), S.54.

<sup>81</sup> Wendt, H. (o.J.) Der lange Marsch der »Neuen Marxlektüre«, Essen, S. 45; Elbe, I. (2008), Marx im Westen. Die neue Marx-Lektüre in der Bundesrepublik seit 1965, Berlin, S.95.

daran, dass Marx die Wertformanalyse historisch verstanden hat.<sup>82</sup> »Dem Mythos, die Wertformanalyse hätte allein die bereits entwickelte kapitalistische Warenproduktion zum Gegenstand, widerspricht die Tatsache, dass Marx sie in allen veröffentlichten Fassungen ausdrücklich auf vorkapitalistische Verhältnisse bezieht.«<sup>83</sup> Das zeigen sechs seiner Texte zum Thema, die der Dietz-Verlag in einem Bändchen zusammengefasst hat. Dessen editorische Bearbeiter Rolf Hecker und Ingo Stützle schreiben im Vorwort: Die in der Erstausgabe des »Kapital« »analyzierte Wertform ist also ein Kernergebnis von Marx' langjährigem Forschungsprozess. Er hatte um dessen Darstellung lange gerungen und wird sie auch in der Folgezeit verteidigen.«<sup>84</sup> Die Wertformenanalyse ist eine »Darstellung historisch nachweisbarer Wertausdrücke auf Märkten und der mit ihnen verbundenen Entwicklungstendenz, die nach Marx schließlich zur Herausbildung des Geldes geführt hat.«<sup>85</sup> Damit würdigt Quaas »eine wissenschaftliche Leistung deutlich, die von der monetären Werttheorie komplett geleugnet wird: Marx' Erklärung der Entstehung des Geldes aus einem Warentausch, der ohne das Geld abläuft.«<sup>86</sup> Im Gegensatz zur Auffassung, dass es Marx in der Geldtheorie nicht gelungen sei, an den Ricardianischen Stand heranzukommen und dass sie eine »der theoretisch schwächsten Teile des Gesamtsystems« des Meisters sei<sup>87</sup>, sagt Quaas, »Marx' Beitrag zur ökonomischen Theorie des Geldes geht (...) weit über die Erkenntnisse seiner Vorgänger aus der Periode der ökonomischen Klassik hinaus.«<sup>88</sup> Wichtigste Aufgabe der Analyse der Wertform ist es, zu verfolgen, wie sich der Wert der Waren verselbständigt und in einem geschichtlichen Prozess das Geld hervorbringt. Smith und Ricardo wiesen nach, dass das Geld selbst eine Ware ist, Wert hat, und daher Wertmaß aller anderen Waren sein kann. Die Schwierigkeit ist nicht, zu begreifen, dass Geld eine Ware ist. Sie besteht darin, zu erklären, warum eine Ware Geld wird. Marx hat das Problem gelöst. Im Gegensatz zu Heinrich und anderen Autoren der »Neuen Marx-Lektüre« haben ihn die »Traditionsmarxisten« verstanden. Marx leistete, »was von der bürgerlichen Ökonomie nicht einmal versucht ward, nämlich die Genesis dieser Geldform nachzuweisen, also die Entwicklung des im Wertverhältnis der Waren enthaltenen Wertausdrucks von seiner einfachsten unscheinbarsten Gestalt bis zur blendenden Geldform« zu verfolgen. Nur so verschwindet zugleich das »Geldrätsel«, wird das Wesen des Geldes sichtbar.<sup>89</sup> Umso verwunderlicher, dass selbst Opponenten der »Neuen Marx-Lektüre« deren Positionen übernehmen. Sie sind beeindruckt von anthropologischen Deutungen des Problems. »So logisch und plausibel die Marxsche Wertformenanalyse ist, historisch

---

<sup>82</sup> z.B. MEGA II.8: 741f

<sup>83</sup> Wendt o.J., S. 48.

<sup>84</sup> Hecker, R., Stützle, I. (Hrsg.) (2017), Karl Marx, Das Kapital 1.5, Die Wertform, Berlin, S.11.

<sup>85</sup> Quaas (2016), S. 115.

<sup>86</sup> Ebenda, s. 103f.

<sup>87</sup> Fritsch, B. (1968), Die Geld- und Kredittheorie von Karl Marx, Frankfurt/M., Wien, S.XII.

<sup>88</sup> Quaas 2016, S. 134.

<sup>89</sup> MEW 23, S. 62.

ist sie kaum haltbar<sup>90</sup>. Auch Harvey meint, dass die »historische Beweiskraft (...) für die Entstehung der Geldware reichlich dürftig (sei). Geld- und warenähnliche Systeme, religiöse Ikonen, symbolische Zeichen und dergleichen gibt es schon seit langem (...). Angesichts der archäologischen und historischen Befunde würden heute wahrscheinlich viele feststellen, dass die Geldform überhaupt nicht auf die von Marx dargelegte Weise entstanden ist (...) Das historische Argument ist also schwach, das logische Argument ist stark.«<sup>91</sup> Marx wollte zeigen, wie das Geld entstanden ist. Ohne Verknüpfung von begrifflicher und historischer Analyse ist das unmöglich. Aristoteles rät uns, um etwas zu verstehen, zurückzugehen zu dessen Ursprüngen. Marx unternimmt dies mit seiner Wertformenanalyse im ersten Kapitel des ersten Kapitalbandes und zeigt, dass sie keineswegs nur ein logisches Konstrukt ist, das, mit ein paar historischen Illustrationen garniert, allenfalls den Eindruck einer logisch-historischen Entwicklung erwecken soll. Marx interessiert sich zweifelsfrei für den historischen Prozess: *»In der Tat erscheint der Austauschprozess von Waren ursprünglich nicht im Schoß der naturwüchsigen Gemeinwesen, sondern da, wo sie aufhören, an ihren Grenzen, den wenigen Punkten, wo sie in Kontakt mit anderen Gemeinwesen treten. Hier beginnt der Tauschhandel und schlägt von da ins Innere des Gemeinwesens zurück, auf das er zersetzend wirkt (...) Die allmähliche Erweiterung des Tauschhandels, Vermehrung der Austausche und Vervielfältigung der in den Tauschhandel kommenden Waren, entwickelt daher die Ware als Tauschwert, drängt zur Geldbildung und wirkt damit auflösend auf den unmittelbaren Tauschhandel.«*<sup>92</sup> Wie angesichts des eindeutig historischen Bezugs Heinrich behaupten kann, einfache und entfaltete Wertform seien »begriffliche Konstruktionen (...) aber keine vorkapitalistischen Gestalten eines geldlosen Tausches«<sup>93</sup>, bleibt sein Geheimnis.

#### Die einfache, einzelne, zufällige Wertform

Am Anfang steht die einfache, einzelne, zufällige Wertform, die abgelöst wird von der totalen, entfalteten, später von der allgemeinen Wertform. Schließlich mündet die Entwicklung in die Geldform des Wertes. Die Ursprünge des Geldes verlieren sich in den zufälligen, vereinzelt, vorsichtigen und primitiven Tauschgeschäften, die tief in die Urgeschichte zurückreichen. Die Stämme lebten unter unterschiedlichen geografischen Verhältnissen. Stark vereinfacht gedacht: Das Territorium des einen bestand aus saftigen Wiesen, auf denen Vieh weidete. Wo andere wohnten, befanden sich fischreiche Gewässer. Auf den Ländereien eines dritten gediehen schmackhafte

---

<sup>90</sup> Dunkhase, H. (2016), Zu Klaus Müller, Historizität und Messbarkeit abstrakter Arbeit, in: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Heft 108, Dezember 2016, Frankfurt/M, S. 197.

<sup>91</sup> Harvey, D. (2011), Marx' „Kapital“ lesen, Hamburg, S. 44.

<sup>92</sup> MEW 13, S. 36.

<sup>93</sup> Heinrich (2016), S. 147.

Wildpflanzen. Andere besaßen Honig oder begehrte Rohstoffe, vielleicht Steine guter Qualität (Flint, Obsidian u. a.), aus denen sie Erdfarben (Mangan-, Eisenoxide u. a.) herstellten. Wieder andere gewannen seltenes pflanzliches Rohmaterial, fertigten Körbe und Matten, fanden in ihrem Gebiet Edelsteine, Elfenbein, Muschelschalen und andere Materialien, aus denen sie Schmuck fertigten. Manchmal gab es Überschüsse. Der Stamm konnte sie anderen anbieten, um Gegenstände zu erwerben, die er selbst nicht besaß. Das war noch sporadisch und zufällig. Man spricht deshalb von der einfachen, vereinzelt und zufälligen Wertform. Vielleicht tauschte man so:

1 Axt = 2 Lendenschürze

Allgemein:  $x$  Produkte A =  $y$  Produkte B

In dieser einfachen Wertform steckt das Geheimnis aller Wertformen, auch das der Geldform des Wertes. Wenn diese Tauschrelation längere Zeit galt, konnte sich der Eindruck festigen, dass eine Axt zwei Lendenschürze wert ist oder dass zwei Bekleidungsstücke so viel wert sind wie eine Axt. Der Wert der Axt wird relativ gemessen, in einer konkreten Menge eines anderen Gebrauchswertes. Dieser Gebrauchswert – hier der Lendenschürze – dient dazu, den Wert der Axt auszudrücken. Er nimmt auf dieser ersten Stufe der Entstehung des Geldes jenen Platz ein, der später durch das Geld besetzt wird. Dieser Gebrauchswert dient als Äquivalent. Man sagt deshalb auch, er stehe in **Äquivalentform**, während die Ware, deren Wert relativ mit seiner Hilfe ausgedrückt wird, in **relativer Wertform** steht. Eine Ware befindet sich nur in relativer Wertform, wenn sich eine andere in Äquivalentform befindet, und umgekehrt. Beide Waren haben diese Formen nur innerhalb, nicht außerhalb der Beziehung zueinander. Das in Äquivalentform stehende Produkt besitzt drei »Eigentümlichkeiten« oder Besonderheiten. In ihnen zeigen sich Wesensmerkmale des späteren Geldes in Keimform. Der Gebrauchswert der in Äquivalentform stehenden Ware (Lendenschürze) wird zur Form, in der sein Gegenteil, der Wert, die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit zur Herstellung der in relativer Wertform stehenden Ware (Axt) erscheint. Im Wertverhältnis gilt das in Äquivalentform befindliche Produkt als verkörperter Wert, als Wertkörper. Die konkrete Arbeit zur Herstellung des in Äquivalentform stehenden Produkts wird zur Erscheinungsform seines Gegenteils, der abstrakten Arbeit des in relativer Wertform stehenden Produkts. Die Arbeit zur Herstellung des in Äquivalentform stehenden Produkts gilt als abstrakte Arbeit. Die private Arbeit zur Herstellung des in Äquivalentform befindlichen Produkts wird zur Form, in der die gesellschaftliche Arbeit des in relativer Wertform stehenden Produkts erscheint. Sie bestätigt ihr, Teil der gesellschaftlichen Gesamtarbeit zu sein. Diese Eigentümlichkeiten begründen das Geheimnis des Geldes. Aristoteles spricht »klar aus, dass die Geldform der Ware nur die weiter entwickelte Gestalt der einfachen

*Wertform, d.h. des Ausdrucks des Werts einer Ware in irgendeiner beliebigen andren Ware (ist)«.*<sup>94</sup>

Erst wenn alle Produkte (Waren) ihre Werte in einer einzigen Ware ausdrücken, wird diese Ware zum allgemeinen Äquivalent aller anderen Waren und ist unmittelbar und jederzeit mit ihnen austauschbar. Falsch ist, zu glauben, die in der Äquivalentform stehende Ware sei dies von Natur aus. Hier liegt der Ursprung des Rätselhaften der Geldform. Die Äquivalentform der Ware ist, wie Marx an der ältesten Wertform zeigt, keine natürliche, sondern eine gesellschaftliche Eigenschaft. **Die Ware, die sich in Äquivalentform befindet, gilt unmittelbar als Wert. Der Widerspruch zwischen der relativen Wertform und der Äquivalentform ist der äußere Ausdruck des in der Ware enthaltenen inneren Widerspruchs zwischen Gebrauchswert und Wert.** Die historisch älteste Wertform widerspiegelt den unentwickelten Stand der Produktivkräfte innerhalb der urgemeinschaftlichen Produktionsweise. Arbeitsteilung und Produktivität sind gering ausgeprägt. Das Privateigentum an Produktionsmitteln entsteht, als sich die Urgesellschaft aufzulösen beginnt.

#### Die totale, entfaltete Wertform

Die Arbeitsteilung schritt voran, die Werkzeuge wurden verbessert, die Produktivität der Arbeit stieg. Es wurde üblich, mehr herzustellen als man selbst benötigte. Das Mehrprodukt wurde zu einer dauerhaften Erscheinung. Familien- und persönliches Eigentum entstanden. Die Erweiterung des Warensortiments und die Vergrößerung der Produktionsmenge verliehen dem Handel mächtige Impulse. Eine Ware konnte nun ihren Wert mit Hilfe vieler Waren ausdrücken. Die zweite Stufe der Geldentwicklung wird als totale, entfaltete Wertform bezeichnet. Der relative Wertausdruck der Ware ist entfaltet, er kann in allen möglichen Gebrauchswerten ausgedrückt werden. Er ist noch »unfertig«.

Beispiel: 1 Axt = 2 Lendenschürze oder = 3 Flugenten oder = 2 kg Tee oder = 5 Ballen Stroh oder = x Ware A oder usw.

Die Darstellungsreihe ist nicht abgeschlossen. Es gibt ein buntes Mosaik verschiedenartiger Wertausdrücke.

#### Die allgemeine Wertform

Aber je größer das Angebot an Waren wurde, umso umständlicher, unangenehmer und hinderlicher musste der Naturaltausch werden. Aus der gewöhnlichen Warenwelt kristallisiert sich eine heraus,

---

<sup>94</sup> MEW 23, S. 73.

die eine besondere Stellung einzunehmen beginnt: als allgemeines Äquivalent Wertausdruck für alle anderen Waren zu sein und den Warenaustausch zu vermitteln. Der reale ökonomische Entwicklungsprozess lässt sich als die einfache Umkehrung der totalen oder entfalteten Wertform darstellen. Auf der dritten Stufe drücken alle Waren ihre Werte nur noch in einer besonderen Ware aus, z.B. in einer Axt. Aus der Umkehrung der totalen oder entfalteten Wertform ist so eine neue Qualität entstanden:

2 Lendenschürze oder = 3 Flugenten oder = 2 kg Tee oder = 5 Ballen Stroh oder = x Ware A oder usw.  
= jeweils 1 Axt

In der einfachen und in der totalen, entfalteten Wertform standen sich jeweils nur zwei Waren oder Produkte gegenüber. Nach Marx war es das Privatgeschäft der einzelnen Ware, sich eine Wertform zu geben, um ihren Wert auszudrücken.<sup>95</sup> Für das Verständnis des Geldes ist wichtig: Die Funktion des allgemeinen Äquivalents kann prinzipiell von jeder beliebigen Ware übernommen werden. Diese eine Ware benutzen jetzt alle Warenproduzenten als Wertausdruck für ihre Waren. Alle Waren erhalten einen einheitlichen, allgemeinen Wertausdruck. Das allgemeine Äquivalent ist gesellschaftlich anerkannt. »Die allgemeine Wertform entsteht (...) nur als gemeinsames Werk der Warenwelt. Eine Ware gewinnt nur allgemeinen Wertausdruck, weil gleichzeitig alle andren Waren ihren Wert in demselben Äquivalent ausdrücken, und jede neu auftretende Ware muss das nachmachen.« Drücken alle Waren ihren Wert in einer aus, die so zum allgemeinen Äquivalent wird, kommt es zur Trennung des gesellschaftlichen vom naturalen Gebrauchswert oder zur Verdopplung der Gebrauchswerte. Neben den stofflichen, natürlichen Gebrauchswert tritt der gesellschaftliche, das Medium zu sein, in welchem die Ware und alle anderen ihren Wert ausdrücken. Die allgemeine Äquivalentware ist zur erschöpfenden Erscheinungsform der allgemeinen menschlichen Arbeit geworden. Händler können sie mit jeder Ware tauschen, jede Ware mit ihr bezahlen. Alle akzeptieren sie, obwohl ihr natürlicher Gebrauchswert für den Eintauschenden uninteressant ist. Denn es fällt leicht, sie später und woanders gegen jene Ware zu tauschen, die man will, um seine konsumtiven oder produktiven Bedürfnisse zu befriedigen. Jetzt sticht eine besondere Ware aus der Warenwelt hervor. Darin kommt der fortgeschrittene Stand der gesellschaftlichen Arbeitsteilung zum Ausdruck. Die einfache Warenproduktion hat sich etabliert. Die allgemeine Äquivalentware wird nicht wegen ihres natürlichen Gebrauchswerts begehrt. Prinzipiell könnte sie jede beliebige Ware sein. »Die allgemeine Äquivalentform ist eine Form des Wertes überhaupt. Sie kann jeder Ware zukommen.«<sup>96</sup> Welche Ware in die Rolle des allgemeinen Äquivalents schlüpft, hängt von den besonderen Bedürfnissen und Lebensumständen des jeweiligen Volkes ab. Die Ware muss so

---

<sup>95</sup> MEW 23, S. 80.

<sup>96</sup> MEW 23, S. 83.

beschaffen sein, dass sie jeder nutzen kann. Sie muss Wert besitzen, also nur durch Arbeit erlangt werden. Die Menschen müssen sie begehren. Nur dann können sie diese jederzeit gegen die Dinge tauschen, die sie brauchten oder haben wollten. »Wenn zwei Tauschpartner die Tauschrelation ihrer beiden Waren nicht mehr jeder für sich in der besonderen Ware des anderen bestimmen (...), sondern wenn jeder der beiden seine Ware auf eine gemeinsame dritte Ware bezieht, zu der beide auf Grund der Häufigkeit, mit der diese getauscht wird, die Tauschrelation zu seiner Ware bereits im Kopf fixiert hat, können beide durch diesen Bezug die Tauschrelation zueinander bestimmen. In diesem Falle dient diese dritte Ware als gemeinsames Äquivalent (...) beziehen sich alle Tauschpartner bei ihren Einzeltauschen regelmäßig auf diese Ware, wird diese dritte Ware im Laufe der Zeit durch die Gewohnheit zum Wertespiegel für alle anderen Waren oder zum allgemeinen Äquivalent.«<sup>97</sup> Die ethnografische Forschung hat den Nachweis erbracht, dass die Völker unterschiedlichste allgemeine Äquivalente nutzten, bevor die Geldform des Werts entstand.<sup>98</sup> Es waren dies entweder die »wichtigsten Eintauschartikel aus der Fremde, welche in der Tat naturwüchsige Erscheinungsformen des Tauscherts der einheimischen Produkte sind« oder der »Gebrauchsgegenstand, welcher das Hauptelement des einheimischen veräußerlichen Besitztums bildet, wie z.B. das Vieh«.<sup>99</sup> Zu den wichtigsten allgemeinen Äquivalentwaren gehörten:

- Güter, die eine längere Zeit Nutzen abwerfen und sich zur Wertaufbewahrung eignen, wie Sklaven, Vieh oder Saatgut,
- Werkzeuge und Geräte von einheitlicher Beschaffenheit wie Pfeilspitzen, Angelhaken, Äxte, Sichel, Nägel, Nadeln,
- Spekulative Güter, die einen Wertzuwachs versprechen, wie z.B. Jungvieh,
- Schmückende Güter, mit denen man Reichtum zur Schau stellen konnte wie bunte Federn, Kauri-Muscheln, Muschelschalen, Marmorringe, Totenschädel, Wampums, Glasperlen, Hunde- und Eberzähne, Schalen von Straußeneiern, Steine, vor allem Edel- und Halbedelsteine usw.,
- Rohstoffe, vor allem Metalle in einheitlichen, handlichen Barren oder als Armreifen und abgewogener Goldstaub, auch die Tierfelle des nordamerikanischen Pelzhandels, z.B. Biber- und Elchfelle, Gummi,
- Konsumgüter, v. a. Nahrungsmittel wie z.B. Getreidekörner, Tee, Datteln, Nüsse, Kakao- und Kaffeebohnen, Kokosnüsse, Salz, Zucker, Reis, Fische, Tabak, Whiskey, Kleidungsstücke.

---

<sup>97</sup> Wagner, H., Mondelears, R. (1986), S. 9.

<sup>98</sup> Leverkus, E. (1990), Freier Tausch und fauler Zauber, Frankfurt/M, s. 30f; Lips, J. E. (1951), Vom Ursprung der Dinge, Leipzig.

<sup>99</sup> MEW 23, S. 103.



## Die Geldform

Das Bedürfnis nach einem einheitlichen, beständigen Zahlungsmittel bewirkte den Übergang von der allgemeinen Wertform zur Geldform des allgemeinen Äquivalents. Dies führte auf einer vierten Stufe zum Metallgeld. In Griechenland war Eisen, in Italien das Kupfer, bei den Malagen, reich gesegnet mit entsprechenden Vorkommen, Zinn das erste Geldmetall. Den bevorzugten Platz haben schließlich historisch die Edelmetalle erobert: das Gold und das Silber. »Man sieht«, schreibt Marx im Anhang der ersten Auflage des ersten Kapitalbandes, »die (...) Geldform bietet an sich gar keine Schwierigkeit. Sobald einmal die allgemeine Äquivalentform durchschaut ist, macht es nicht das geringste Kopfzerbrechen zu begreifen, dass sich diese Äquivalentform an eine spezifische Warenart wie Gold festhaftet, umso weniger als die allgemeine Äquivalentware von Natur die gesellschaftliche Ausschließung einer bestimmten Warenart durch alle andren Waren bedingt. Es handelt sich nur noch darum, dass diese Ausschließung objektiv gesellschaftliche Konsistenz und allgemeine Gültigkeit gewinnt, daher weder abwechselnd verschiedene Waren tritt, noch eine bloße lokale Tragweite in nur besondern Kreisen der Warenwelt besitzt. Die Schwierigkeit im Begriff der Geldform beschränkt sich auf das Begreifen der allgemeinen Äquivalentform, also der allgemeinen Wertform überhaupt.«<sup>100</sup> (Hecker, Stützle 2017: 157f) Die Neue Marxlektüre glaubt dagegen, zwischen allgemeiner Wertform und Geldform befände sich ein Bruch in der Darstellung und Backhaus nennt das eine widersinnige »Pseudodialektik von Logischem und Historischem«, weil er den Zusammenhang zwischen allgemeiner Wertform und Geldform nicht begreift und daher nicht versteht, wie »die Eigenschaft der Waren, den Tauschwert aller andern Waren zu repräsentieren, auf eine spezielle Ware übertragen wird – das Geld.«<sup>101</sup> Sein Fehler resultiert aus der Ignorierung des Historischen. Die Fähigkeit, den Wert der Waren auszudrücken, komme »ausschließlich dem Geld zu, nicht aber den Waren, und ist daher nicht erst auf jene dritte Ware zu übertragen.«<sup>102</sup> Damit übersieht Backhaus die Existenz der allgemeinen Äquivalentwaren, die als Geldvorläufer Funktionen des späteren Geldes wahrnahmen. Erst mit dem Moment, da die Funktion des allgemeinen Äquivalents auf eine besondere Ware übergeht, spricht Marx davon, dass Geld entstanden war. Aus der Fülle der Geldvorläufer erwiesen sich Gold und Silber am besten geeignet, die Geldrolle zu übernehmen. Schönheit, Glanz und Formbarkeit machten sie zu einem geeigneten und begehrten Werkstoff für Schmuck Prunkgegenstände. Gold wird sich gegenüber dem Silber behaupten. Sobald es das Monopol des allgemeinen Äquivalents erobert hat, wird es zur Geldware und übt in seinen

---

<sup>100</sup> Hecker, Stützle (2017), S. 157f.

<sup>101</sup> MEW 13, S. 476.

<sup>102</sup> Backhaus (2018), S. 295.

natürlichen Formen oder verarbeitet zu Schmuck die Funktionen des Geldes aus. **Gold und Silber sind nicht von Natur aus Geld, aber Geld ist von Natur aus Gold und Silber.**<sup>103</sup>

Die besondere Eignung dazu resultiert **erstens** daraus, dass die Edelmetalle, vor allem das Gold, gegen Umwelteinflüsse widerstandsfähig sind und sich beliebig lange aufbewahren lassen. Gold und Silber sterben nicht und wandern nicht in die Bratpfannen wie Huhn, Schwein und Kalb; sie verderben nicht wie rohes Fleisch, Obst und Gemüse; sie welken nicht wie Tabak; werden nicht sauer wie Wein und schal wie Bier; werden nicht schmutzig, befleckt und zerreißen nicht wie Seide, Tuch und Pelz; sie rosten nicht wie Eisen. Widerstandsfähigkeit gegenüber Umwelteinflüssen und unbegrenzte Lagerfähigkeit ermöglichen es, den Aufwand für die Lagerung und den Transport des Goldes und des Silbers gering zu halten.

2 Lendenschürze oder 3 Flugenten oder 2 kg Tee oder = 5 Ballen Stroh oder = x Ware A oder usw. = jeweils eine Viertelunze Gold

Und **zweitens** besitzen sie gegenüber allen Geldvorläufern den Vorteil, in allen ihren Teilen vollkommen gleichartig zu sein. Gleiche Mengen desselben Metalls besitzen die gleiche Wertgröße. Edelmetallgewicht und Wert verhalten sich direkt proportional zueinander. Edelmetalle lassen sich **drittens** in kleinste Teile zerlegen. Selbst dünnste Plättchen und Goldstaub haben ihren Wert. Die problemlose Teilbarkeit und die Möglichkeit, kleinste Metallstückchen wieder zu größeren Gewichtseinheiten zusammenfügen zu können, machen Gold und Silber zu einem idealen Maßstab der Preise. Wertverhältnisse können stabil ausgedrückt, selbst kleinste Werte gemessen, beliebig große Werte dargestellt werden. Da sie sehr wertvoll sind, benötigt man **viertens** nur eine kleine Menge von ihnen, um Waren zu kaufen. Hoher Wert schon in geringen Mengen ist vorteilhaft für den Tausch. Da das Metallgeld **fünftens** leicht transportiert werden kann, eignet es sich nicht nur für die Wertmaß- und Rechenfunktion, sondern auch sehr gut für die eines Tauschmittels.

Änderten wir die Gelddefinition, begriffen wir das Geld nicht als Ausdruck oder Äquivalent des Wertes in einer einzigen Ware, sondern als Wertausdruck schlechthin, dann könnten wir unterscheiden zwischen a) zufälligem, b) entfaltetem oder totalem, c) warenspezifischem und schließlich d) einheitlichem Geld. Zufälliges Geld stünde am Anfang der Wertformengenese, die dann mutieren würde zu einer Genese der Geldformen. Die Gestalt und Reichweite der Geldformen würden einem historischen Wandel unterliegen. **Aber selbst bei einer derartigen Neudefinition wäre Geld die logische Folge des Werts, bliebe diesem nachgeordnet.** Primär sind auch jetzt Ware, abstrakte Arbeit, Wert und nachgeordnet der Tauschwert. Von diesen Kategorien ist das Geld logisch abgeleitet. Es kann weder logisch noch historisch das Vorausgesetzte sein. »*Geld ist kein Ding,*

---

<sup>103</sup> MEW 23, S. 104.

sondern eine bestimmte Form des Werts, unterstellt also wieder den Wert.«<sup>104</sup> **Die monetäre Werttheorie ist falsch**, weil sie den Zusammenhang zwischen Wert und Geld auf den Kopf stellt.

#### Einwände kontra historischer Nachweis

Einwände gegen die von Marx in der Wertformanalyse logisch und historisch begründete Geldwerdung werden neben dem bereits erwähnten Einwand – Geld sei älter als der Tausch – zwei weitere, damit zusammenhängende erhoben: Tauschakte vor dem Geld – einen »prämonetären« Tausch – habe es nirgendwo und zu keiner Zeit gegeben oder – einschränkend – ein solcher wäre nie quantitativ bedeutsam oder gar vorherrschend gewesen. Und wenn doch, dann ließe sich nicht nachweisen, dass sich eine Geldware aus dem großen Kreis der Äquivalentwaren abgesondert hätte. Für den Nichtökonom Graeber ist die Smithsche Mär vom Tauschhandel »der große Gründungsmythos der Wirtschaftswissenschaften«, eine »Fantasievorstellung«, ein von Ökonomen ersonnenes »fernes Märchenland«.<sup>105</sup> Er zitiert aus dem »anthropologischen Standardwerk über Tauschhandel« von Caroline Humphrey von der Universität Cambridge: »Schlicht und einfach wurde nicht ein einziges Beispiel einer Tauschwirtschaft jemals beschrieben, ganz zu schweigen davon, dass daraus Geld entstand; nach allen verfügbaren ethnografischen Daten hat es das nicht gegeben«.<sup>106</sup> Nun, behaupten kann man viel. Muss man aber alles glauben? Graeber sagt, dass er den Tauschmythos für falsch hält, erbringt aber nicht den geringsten Beleg und erst recht keinen Beweis dafür, dass seine Auffassung richtig sein könnte. Umso erstaunlicher, dass sie selbst bei marxistischen Theoretikern auf fruchtbaren Boden gefallen ist, die wie er und andere die schier erdrückende Fülle an wirtschaftshistorischen Erkenntnissen ignorieren. Grundsätzlich muss man beachten, dass Systematisierungen, auch historische, stets in gewisser Weise willkürlich sind. Die Geschichte verläuft uneinheitlich, widersprüchlich, im Zickzack. Völker können stehen bleiben wie die australischen Aborigines, die das Stadium der Jäger und Sammler nie überwand. Andere fielen zurück, verloren wie die Menschen auf Tasmanien, der isolierten Insel am Rande des Indischen Ozeans, im Laufe der Jahrtausende zivilisatorische Errungenschaften. Historiker nennen das Phänomen die tasmanische Regression.<sup>107</sup> Natural- und geldwirtschaftliche Verhältnisse gab es oft nebeneinander, so auch verschiedene Formen des Geldes. Auch die Geldgeschichte ist kein linearer Vorgang. Wir unterscheiden ihre Epochen danach, was in ihnen prägend gewesen ist. Die Formen sind nicht in jedem Fall neu, erleben aber ihre Blütezeit in der jeweiligen Phase. So spielen z.B. Kredit- oder

---

<sup>104</sup> MEW 25, S. 870.

<sup>105</sup> Graeber (2012), S. 29, 31.

<sup>106</sup> ebenda, S. 35.

<sup>107</sup> Eberle, Ute (2013) Die Insel des Vergessens, in GEOkompakt, Nr. 37, S. 134-137.

Buchgeld im Kapitalismus eine neue herausragende Rolle; sie sind aber viel älter. Das gilt für das Geld schlechthin. *»Obgleich das Geld sehr früh und allseitig eine Rolle spielt«,* schreibt Marx, *»so ist es im Altertum doch als herrschendes Element nur einseitig bestimmten Nationen, Handelsnationen, zugewiesen. Und selbst im gebildetsten Altertum, bei Griechen und Römern, erscheint seine völlige Entwicklung, die in der modernen bürgerlichen Gesellschaft vorausgesetzt ist, nur in der Periode ihrer Auflösung. (...) Zum Beispiel im römischen Reich, in seiner größten Entwicklung, blieb Naturalsteuer und Naturallieferung Grundlage. Das Geldwesen eigentlich nur vollständig dort entwickelt in der Armee.«*<sup>108</sup> Das Widersprüchliche, das Neben- und Nacheinander der Formen und Stufen, die regional unterschiedlichen Geschwindigkeiten und Besonderheiten können verwirren: Die Geldgeschichte ist kein linearer Vorgang. Dass es wirtschaftshistorische, ethnographische bzw. ethnologische Belege für die praktisch-historische Relevanz der Wertformenanalyse gibt, habe ich an anderer Stelle ausführlich zu zeigen versucht.<sup>109</sup> Unter Wirtschaftshistorikern besteht kein Zweifel, dass es einen Tauschverkehr – v. a. einen Fernhandel – auf sehr frühen Stufen der Menschheit gegeben hat. Die Belege darüber können nicht einfach als »Fabeleien« aus der Frühzeit des prämonetären Tauschs abgetan werden. Erste Hinweise darauf, dass Menschen Handel trieben, reichen 50.000 bis 60.000 Jahre zurück, also bis weit vor die neolithische Revolution, mit der der Tausch zwischen den sesshaft werdenden ehemaligen Jägern und Sammlern eine regelmäßige Erscheinung zu werden begann. So gelang es dem Homo Sapiens, der in Ostafrika lebte, vor 45.000 Jahren irgendwie das offene Meer zu überqueren und bis nach Australien vorzudringen. Aus dieser Zeit stammen die ersten Hinweise auf Religion, Handel und gesellschaftliche Schichten. Nach der gängigsten Theorie entstanden damals in der indonesischen Inselwelt die ersten Seefahrernationen. Sie lernten seetüchtige Schiffe zu bauen und fuhren weit aufs offene Meer hinaus, um zu fischen, zu handeln und zu forschen.<sup>110</sup> Bei der Ausgrabung von 30.000 Jahre alten Sapiens-Fundstätten in Zentraleuropa finden Archäologen immer wieder Muscheln von der Mittelmeer- oder der Atlantikküste. Diese Muscheln gelangten vermutlich durch den Handel zwischen verschiedenen Gruppen von Homo Sapiens ins Innere des Kontinents.<sup>111</sup> Ein anderes Beispiel aus dem Südpazifik: Die Sapiens-Gruppen, die auf der Insel Neuirland nördlich von Neuguinea lebten, benutzten ein Vulkanglas namens Obsidian, um besonders harte und scharfe Werkzeuge herzustellen. Laboruntersuchungen haben gezeigt, dass das Vulkanglas von der vierhundert Kilometer entfernten Insel Neubritannien stammte. Einige Einwohner der Insel müssen also geschickte Seefahrer gewesen sein, die zwischen den Inseln Handel trieben. Das sind eindeutige Hinweise auf einen regen Handel zwischen einigen Inseln.<sup>112</sup> Ihre Lebensweise bringt Nomadenvölker

---

<sup>108</sup> MEW 13, S. 634.

<sup>109</sup> Müller (2015), S. 95-187.

<sup>110</sup> Harari, Y. N. (2013), Eine kurze Geschichte der Menschheit, München, S. 33, 86.

<sup>111</sup> ebenda, S. 51.

<sup>112</sup> Ebenda, S. 86.

»beständig mit fremden Gemeinwesen in Kontakt«, was zum Produktentausch anregt.<sup>113</sup> Wenn auch nicht bestimmend für die Art des Zusammenlebens der Menschen – die ersten Tauschakte waren nach Marx einzeln und zufällig (!) – wurden Arbeitsteilung und Tausch nach und nach wichtiger und sollten die Entwicklung der Zivilisation prägen.

**Von der allgemeinen Wertform zur Geldform ist es ein kleiner, zwingend logischer Schritt.** Eine spezifische Warenart wird allgemeines Äquivalent für den Wert aller Waren. Es sind dies die Edelmetalle Gold und Silber. Der Durchbruch spielt sich zwischen 3000 und 2000 v.u.Z. in Vorderasien ab. Den Grund hatte ich genannt: Gold und Silber besitzen die für ein allgemeines Äquivalent nötigen Eigenschaften in der Summe in höherem Maße als alle anderen Waren. **Ein zweiter Einwand** gegen diese Auffassung: es gäbe »keine historischen Belege für die Existenz von Gemeinschaften, in denen sich über die Exklusion bestimmter Waren als Tauschmittel eine Geldware entwickelt hätte«. <sup>114</sup> Solange die aus der wirtschaftshistorischen Forschung übernommenen Fakten und Zusammenhänge dem widersprechen und nicht wenigstens entkräftet worden sind, gibt es keinen Grund, die Analyse der Wertformen als eine bloße Gedankenkonstruktion, als »Hirngespinnst«, abzutun. Sie widerspiegelt das Wesen der Geldwerdung prinzipiell richtig. Vor rund 4.500 Jahren tauchte in Mesopotamien der Silberschekel auf. Der Schekel war keine Münze, sondern entsprach 8,33 Gramm Silber. Neben Getreide wurde immer häufiger Silber als Äquivalent genutzt. Als Zeugnis kann der schwarze Obelisk des Königs Manischtuschu (um 2330-2255 v.u.Z.) dienen. Der Text dieses Denkmals berichtet, dass der König von Akkad für etwa 150 Kilogramm Silber ungefähr 300 ha Land kaufte.<sup>115</sup> Nach anderen Angaben sollen es 3.430 Hektar Land gewesen sein, die der König für 7,5 Talente Silber (1 Talent = 30 kg) im nördlichen Babylonien kaufte. In der Zeit der III. Dynastie von Ur (2048-1940 v.u.Z.) wurde Silber das Hauptzirkulationsmittel unter den sumerischen Händlern.<sup>116</sup> (Brentjes: 1981: 339) Für lange Zeit galt: Tötete ein Freigeborener eine Sklavin, so hatte er nach den Gesetzen des Hammurapi (1792-1750 v.u.Z.) dem Besitzer 20 Schekel zu zahlen, also 166 Gramm Silber, nicht 20 Münzen, die es noch nicht gab.<sup>117</sup> Über die Ägypter sagt Friedell in seiner Kulturgeschichte Ägyptens und des alten Orients: »... sie verwendeten als Zahlungsmittel Kupferbarren und Goldringe, die immer erst wieder gewogen und geprüft werden mussten wie jede andere Ware (...)«. Das Beispiel Ägyptens zeigt, dass kein Kredit, keine Schuld- und Schatzscheine, sondern Geldware den Tausch vermittelte. Die wirtschaftliche Blüte Ägyptens hielt länger als in

---

<sup>113</sup> MEW 23, S. 103.

<sup>114</sup> Dunkhase (2016), S. 198.

<sup>115</sup> Sellnow, I. (1977), Weltgeschichte bis zur Herausbildung des Feudalismus, Berlin, S. 154.

<sup>116</sup> Brentjes, B. (1981), Handel und Verkehr, in: Radandt, H. Musiolek, P. et.al. (Hrsg.), Handbuch Wirtschaftsgeschichte, Band 1, Berlin, S. 339.

<sup>117</sup> Harari (2013), S.223.

irgendeinem anderen Land an.<sup>118</sup> »Streng genommen erfolgte der Übergang von der allgemeinen Wertform zur Geldform erst, als Gold in einem bestimmten Territorium alle besonderen Äquivalente verdrängt und in dieser gesellschaftlichen Funktion eine Monopolstellung errungen hatte.«<sup>119</sup> Am besten bekannt ist aus zahlreichen Tontafeln der altassyrische Metallhandel in Anatolien – jener Teil der heutigen Türkei, der zu Vorderasien gehört – um 1900 v.u.Z. Dort sei Gold erstmals als »Währung« aufgetreten, in die alle anderen Waren umgerechnet wurden.<sup>120</sup> Im Chemnitzer archäologischen Museum können Besucher Bronze- und Goldspiralen bestaunen, die von 1200-1000 v.u.Z. stammen. Sie wurden im sächsischen Weinböhla – ein Ort bei Meißen – gefunden. Größe und Gewicht der Ringe widersprechen der Annahme, dass es sich um Schmuck gehandelt hat. Sie besaßen die Funktion von Barren oder Geldeinheiten und wurden über weite Strecken gehandelt. Das Museum zeigt außerdem Beile und Sicheln, gefunden in Wildenhain bei Meißen, die vermutlich auch als Geld- bzw. Werteinheit dienten. Bei der Geldform unterscheidet man drei Stufen: das vormünzliche Metallgeld in Form von Schmuck und Geräten, das vormünzliche Geld in Form von »Klumpen«- oder Barren und das gemünzte Metallgeld. Münzen aus Gold und Silber, römische und griechische breiteten sich rasch aus. Wie kann man da behaupten, nirgendwo hätten sich aus dem Kreis der Geldvorläufer die Edelmetalle als Geldware durchgesetzt? Betrachten wir es vom (vorläufigen) Ende her: den **Goldstandard** besaßen Ende des 19. Jahrhunderts alle wichtigen Industriestaaten. Goldmünzen waren die Hauptform des Geldes. Doch nur wenige waren im Umlauf. Bei der Bezahlung der Waren wurden sie vertreten vor allem durch konvertible Banknoten, die jederzeit zum Nennwert gegen Gold eingelöst werden konnten und Kreditverhältnisse zwischen der Bank und ihren Kunden dokumentierten. Wo ein ausgedehntes Kreditwesen, »so die Funktion des Geldes als Zahlungsmittel. Als solches erhält es eigne Existenzformen, worin es die Sphäre der großen Handelstransaktionen behauptet, während die Gold- und Silbermünze zurückgedrängt wird.«<sup>121</sup> John Fullarton, ein von Marx geschätzter Geldtheoretiker, berichtet, dass bereits Mitte des 19. Jahrhunderts in England neun Zehntel aller Geldgeschäfte bargeldlos abgewickelt wurden. Dass schlechtes Geld das gute aus der Zirkulation in den Schatz treibt, war seit langem bekannt. Thomas Gresham, der Finanzberater der britischen Krone, wusste es ebenso wie Kopernikus und weit früher der griechische Komödiendichter Aristophanes. Was oft übersehen wird: Just in dem Moment, da das Gold als Geld eintrat in die Zirkulation, begann seine Verdrängung aus ihr. Monetisierung und Demonetisierung des Goldes gingen von Anfang Hand in Hand. Wertlose Ersatzgeldzeichen anstelle

---

<sup>118</sup> Friedell, E. (1998), Kulturgeschichte Ägyptens und des alten Orients, München, S. 190.

<sup>119</sup> Grünert, H. (1981), Austausch und Verkehr, in: Radandt, H., Musiolek, P. et.al. (Hrsg.), Handbuch Wirtschaftsgeschichte, Band 1, Berlin, S.279.

<sup>120</sup> Wilsdorf, H. (1981), Bergbau, in: Radandt, H., Musiolek, P. et.al. (Hrsg.), Handbuch Wirtschaftsgeschichte, Band 1, Berlin, S.326.

<sup>121</sup> MEW 23, S. 153f.

des Goldes erhöhten die Sicherheit und Rationalität der Zahlungen. Diese Erscheinungen, die heute von vielen als Beleg dafür gedeutet werden, dass Gold kein Geld mehr ist, sind sehr alt und sie waren ohne Abstriche Marx bestens bekannt: Wechsel, konvertible und inkonvertible Banknoten, Buchgeld, Papiergeld mit Annahmewang. Die Buchgeldformen des digitalen Kapitalismus konnte er freilich nicht kennen. Neues entspringt Altem, und zwar so, wie es Marx beschreibt: Kreditgeld, Papiergeld und sich gegenseitig ausgleichende Zahlungen gehörten zum System, das man Goldstandard nannte. In diesem System bildeten die zentralen Goldvorräte die Hauptreserve der internationalen Zahlungsmittel. Die ungehinderte Ein- und Ausfuhr des Goldes half, die Preise zu sichern, förderte den Handel, trug dazu bei, Ungleichgewichte zwischen den Ländern zu begrenzen und Wirtschaftsabläufe zu koordinieren. In den Lehrbüchern funktionierte das freilich besser als in der Praxis, aber das hat der Goldstandard mit allen Modellen gemein. Dann kamen die Kriege des 20. Jahrhunderts. Um sie zu finanzieren, wurde der Goldstandard aufgegeben. Logisch. Doch das Gold wurde auch juristisch nicht völlig abgeschrieben. Der Gold-Dollar-Standard prägte das Weltwährungssystem bis Anfang der 1970er Jahre. Durchgesetzt hatte sich also das Gold, dass lange Zeit sein Geldwarendasein mit dem Silber teilte. Nicht Kaurischnecken, nicht Ochsen! Semantische, philologische Aspekte unterstreichen gleichfalls den Zusammenhang des Geldes – der Geldform – zu seinen Vorläufern, den Äquivalenten der allgemeinen Wertform. Gustav Cassel berichtet, dass vom Atlantischen Ozean bis nach Zentralasien der Ochse Jahrtausende hindurch als Haupteinheit für die Preisrechnung benutzt worden war. Er übte vor allem die Wertmaßfunktion aus. Das lateinische Wort pecunia heißt Geld. Es stammt ab von pecus – dem Vieh. Daneben kamen auch Untereinheiten, wie z.B. das Schaf, vor. Vielleicht wurde auch der Sklave als eine höhere Einheit – vermutlich im Werte von drei Ochsen – benutzt. Schon sehr früh sind aber andere Güter, die Metalle, als allgemeine Tausch- oder Zahlungsmittel in Gebrauch gekommen. Auf den frühesten Stufen wurden die Metalle nach Maß geschätzt, in Stangen hergestellt und mit einer dem menschlichen Körper entnommenen Längeneinheit gemessen. Gold wurde in Form von Armringen als Schmuck, aber auch bei Bedarf als Zahlungsmittel benutzt, wobei die Form die Schätzung der Menge erleichterte. Gustav Cassel schreibt, es sei »eine sehr bemerkenswerte Tatsache, dass Gold immer in einer Einheit gemessen wurde, die dem Wert eines Ochsen entsprach. Diese Einheit hatte das Gewicht von ungefähr 130 grains<sup>122</sup> (= 8,45 g) (...) Auch vor der Erfindung des Wiegens wurde Gold wahrscheinlich in Stücken hergestellt, die den Wert des Ochsens darstellten. Das Gewichtssystem hat sich dann einfach dieser Tradition angeschlossen und die erste Gewichtseinheit wurde das Stück Gold, das seit alters her als die Goldeinheit betrachtet wurde und den Wert eines Ochsens vertrat (...) Es kann

---

<sup>122</sup> Grain = Gerstenkorn, Maßeinheit der Masse; Das römische Grain entsprach 0,065 Gramm (Grierson, Philip (1976), Münzen des Mittelalters. Übersetzung ins Deutsche von Alfred P. Zeller, München, S. 314.)

keinem Zweifel unterliegen, dass diese Goldmenge als Zahlungsmittel in der noch viel älteren Preisrechnung nach der Ochseinheit gebraucht worden ist (...) Es ist unter solchen Verhältnissen natürlich, wenn die Goldmenge, die einen Ochsen vertrat, mit dem Namen »Ochse« bezeichnet wurde, und wenn dieser Name auch beibehalten wurde, nachdem die betreffende Goldmenge die Form einer Münze erhalten hatte. Das wesentliche der Entwicklung liegt also darin, dass eine bestimmte Goldmenge, die im Wert dem Ochsen gleich geschätzt wurde, allgemein als Zahlungsmittel mit bestimmter Zahlungskraft anerkannt wurde. Mit dem Hervortreten der Staatsmacht ist diese Zahlungskraft auch eine gesetzliche geworden. Unter diesen Veränderungen ist der Zusammenhang der Rechnungseinheit mit dem wirklichen Ochsen aufgelöst worden. Auch andere Metalle sind als Zahlungsmittel in Quantitäten, die den früheren Rechnungseinheiten angepasst waren, benutzt worden. So in Rom das Kupfer, von dem 100 as dem Wert des Ochsen, 10 as dem Wert des Schafes gleichgesetzt wurde«. <sup>123</sup> Die Urform des nord- und mittelitalienischen As, das aes grave, wog anfangs exakt ein römisches Pfund (libra) und damit etwa 327,45 Gramm. Diese Begriffe bzw. Gewichtsbezeichnungen belegen eindeutig den Zusammenhang zwischen dem Gold bzw. Metallgeld und seinen Vorläufern, hier dem »Viehgeld«.

Die währungspolitische Bedeutung des Goldes ist noch heute offensichtlich. Es bietet die letzte Sicherheit und geht, wenn nichts mehr geht. In den Zentralbanken der Welt lagern 33.000 Tonnen Gold, 660.000 Zentner (!) des begehrten Metalls, des Metalls der Krise. Im Bretton-Woods-Weltwährungssystem tauschten die Zentralbanken 35 US-Dollar gegen eine Unze Feingold, im November 2019 betrug der Goldpreis fast 1500 US-Dollar. Die Währungsreserven der USA bestehen zu 75 Prozent aus Gold.

---

<sup>123</sup> Cassel, G. (1923), Theoretische Sozialökonomie, 3. Aufl., Erlangen, Leipzig, S.343f.